

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Badische Schule. 1934-1939 1937**

6 (18.3.1937)

# Die badische Schule

---

Verantwortlich: Professor Michel Fuhs, Karlsruhe. Welzienstraße Nr. 18b

## Grußwort.

Tausende von Lehrern und Lehrerinnen landauf landab haben durch ihre Meldung zur Teilnahme an der ersten großen Tagung des nationalsozialistischen Lehrerbundes unseres Gaues bewiesen, daß sie sich in das politische Heer, das das Amt für Erzieher auf seinem Gebiet dem Führer stellt, geschlossen eingereiht haben.

Ihnen gilt heute der Gruß der „Badischen Schule“!

Wenn uns Arbeit und Feier in der Landeshauptstadt zusammenführen, so wünschen wir, daß aus beiden neue Kraft, neuer Mut und neuer harter Wille erwachsen zur letzten Anstrengung auf das gemeinsame Ziel: in dem kleinsten uns anvertrauten Kinde die Liebe zum Führer zu wecken und zu hüten und seinen Willen auf dem Gebiet der Erziehung allen Gegengewalten zum Trotz durchzusetzen.

Heil Hitler!

Herausgeber und Schriftleitung.

# Der Lebenssinn der Wissenschaft.

**W**as ist Wissenschaft? Woher kommt sie? Worauf zielt sie? Hat erst der Mensch sie erfunden oder gefunden? Oder besitzt bereits das untermenschliche Leben so etwas wie eine Wissenschaft, wenngleich nicht im üblichen Sinne?

In der Tat entsteht Wissen schon überall dort, wo sich Lebensformen mit ihrer Umwelt aktiv auseinandersetzen, wo sie die Umwelt in ihr Eigenleben aufnehmen, als Merkwelt erleben. In diesem Erleben kommt alles Wissen, entfaltet sich auch alle menschliche Wissenschaft als begriffliche Ordnung von Erlebnissen.

Aber welche Bedeutung hat nun ursprünglich der Erwerb von Wissen für die Lebensformen? Zweifellos keine andere, als ihre Erhaltung und Entfaltung im Daseinskampfe zu ermöglichen. Das Wissen ist für das Leben Mittel und Werkzeug zu seiner Erhaltung und Entfaltung. Dadurch, daß die Umwelt irgendwelche Reize auf den Organismus ausübt, wird derselbe aus seinem bisherigen Gleichgewicht gebracht und dazu veranlaßt, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Die Lebensform muß zu den Reizen der Außenwelt irgendwie Stellung nehmen. Aber in welchem Sinne nimmt sie dazu Stellung? Ganz allgemein in dem Sinne, daß sie darüber entscheidet, ob der Reiz für sie eine positive oder negative Lebensbedeutung besitzt. Soll der Gegenstand, von dem der Reiz ausgeht, aufgesucht oder gemieden werden? Das ist die ursprüngliche Frage. Diese Orientierung des Lebens in seiner Umwelt zum Zwecke seiner Erhaltung und Entfaltung ist letzten Endes der urtümliche Lebenssinn aller Wissenschaft. Die Erfahrung schafft gleichsam neue Organe, neue Werkzeuge der Selbstbehauptung und erschließt damit immer weitere Lebensmöglichkeiten.

So weist auch der Lebenssinn der menschlichen Wissenschaft grundsätzlich in die gleiche Richtung der Erhaltung und Entfaltung des Lebens. In diesem Dienst am menschlichen Leben erhält alle Wissenschaft erst ihren positiven Lebenswert. Nur dort, wo dieses organische Mittel-Zweckverhältnis zwischen Wissenschaft und Leben besteht, ist das Wissen am Ziel, erfüllt es seinen Lebenssinn. Hiernach erhebt sich die Forderung, das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Leben derart zu gestalten, daß das menschliche Leben den größtmöglichen Nutzen vom Wissen zieht. Umgekehrt sind alle diejenigen Erscheinungen zu bekämpfen, welche die Wissenschaft irgendwie als Beherrscherin des Lebens kennzeichnen. Denn hier haben wir es mit einer entwurzelten mechanischen Denkweise zu tun, welche das Mittel zum Selbstzweck erhebt, welche den Wissensstoff über die lebendige Form stellt, in der das Wissen allein fruchtbar sein kann und soll. „Was fruchtbar ist, allein ist wahr.“ Dieses Goethewort könnte man als Motto über das Kapitel vom Lebenssinn der Wissenschaft schreiben.

Welches ist nun aber der allgemeine Prüfstein dafür, wann sich das Wissen als fruchtbar, als lebenswahr erweist und wann nicht? Dieser Prüfstein ist die ganze Lebenslage eines Volkes, seiner Kultur. Befindet sich ein Volk, trotz des hohen Standes seiner Wissenschaft, auf einer kulturell absteigenden Linie, so erfüllt der wissenschaftliche Stand des Volkes eben nicht seinen Lebenssinn. Dann kehrt sich das Werkzeug gegen seinen Erzeuger, das Wissen gegen das Leben.

Gewiß kann und soll die wissenschaftliche Forschung als solche unbekümmert um den Lebenswert ihrer Ergebnisse verfahren. Dieser echt wissenschaftliche Standpunkt ist unendlich begrüßenswerter als die völlig unbefugte Anmaßung mancher Wissenschaftler, von ihrem Wissensgebiet aus Werturteile über den Sinn des Daseins abzugeben und so die Wissenschaft als einen Ersatz für Weltanschauung oder Religion anzubieten. Dennoch legt die Wahl eines Wissensgebietes, auf dem wir uns als Forscher oder Lehrer betätigen wollen, die Beziehung zum wertenden Standpunkt des Lebens um so näher, je mehr ein Volk in Not ist. Sei diese Not nun materieller oder geistig-seelischer Art. So hatte der Weltkrieg alle Volkskräfte in ein und dieselbe Richtung der Verteidigung des Vaterlandes eingespannt. Auch die Vertreter der Wissenschaft wurden dazu veranlaßt, ihre Tätigkeit nach Möglichkeit auf den Lebenswert des Volksganzen einzustellen. Sollte aber diese Grundhaltung nicht auch in den sogenannten Friedenszeiten eines Volkes Platz finden? Ist denn der sogenannte Friede — insbesondere der gegenwärtige — nicht auch eine Art Kriegszustand? Nur, daß jetzt der Krieg zwischen den Völkern mit andern Mitteln geführt wird? Ist nicht das Leben immer ein Kampf, und kommt es in dem siegreichen Bestehen dieses Kampfes nicht gerade auch auf das wissenschaftliche Rüstzeug an?

Mehr noch als für die wissenschaftliche Forschung gelten diese Erwägungen für die Vermittlung vorhandenen Wissens. Das bekannte Wort „Wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben“, gilt hier für den Lehrenden in gleicher Weise wie für den Lernenden. Die Unterrichtsmethoden, aber auch die Auswahl des Wissensstoffes sollte vor allem vom wertenden Leben vorgenommen werden. Etwa nach dem Grundsatz Goethes:

„Was Euch nicht angehört,  
Das müßt Ihr meiden,  
Was Euch das Inn're stört,  
Dürft Ihr nicht leiden.“

Es ist derselbe Grundsatz, den auch der Instinkt der untermenschlichen Lebensformen befolgt. Daher gilt es, auch im deutschen Menschen die instinktiv bewertenden Lebenskräfte wieder zu entbinden, zu klären und zu stärken. Denn das Wissen soll ja fruchtbar ge-

macht, in der Seele des Aufnehmenden organisiert werden. Nur dann wird das Handeln auf Grund eines Wissens auch mit den Forderungen des eigenen Seelentums in Einklang stehen.

Wenn heute große Teile des Volkes atheistisch eingestellt sind, so kommt in dieser Haltung ein nur mechanisch und bruchstückhaft angeeignetes Wissen zum Ausdruck. Dieses mechanische Wissen ist nicht erlebt, nicht im wertenden Seelentum des Wissenden organisiert. Es hat in seinen Auswirkungen den Urteilspruch der wertenden Seele gleichsam umgangen.

Der Grund hierfür liegt in dem mangelnden Erlebnis des eigenen artbewußten Seelentums, der instinktiven organisierenden Kräfte. Es kommt nicht zu einem innerlichen Aufnehmen des Gewußten, weil der Boden für diese Aufnahme nicht genügend bereitet ist. Und dieser Boden ist wieder deshalb nicht genügend bereitet, weil wir seit Jahrhunderten immer mehr den Schwerpunkt unseres Wesens nach draußen, in das objektive Sachwissen, statt nach drinnen, in die wertende Seele selbst legten. Infolge dieser nur nach außen gerichteten Grundtendenz ist das Seelentum verkümmert, ist die organisch wertende Instanz ganz in den Hintergrund des Bewußtseins gedrängt worden. Von ihrer Verlebendigung, von der Kraft, die sie noch zu entfalten vermag, hängt aber die Möglichkeit einer kommenden deutschen Kultur ganz und gar ab.

Die Eigengesetzlichkeit des Lebens ist die alleingültige Wertinstanz. In der Bewertung der Erscheinungen muß sich daher auch die Organisation der wertenden Lebensform ausdragen. Der Vogel wird eine anders geartete Merkwelt, ein anders geartetes Wissen haben als der Fisch im Wasser, als das Wild im Walde, als der Mensch. Und ebenso werden die verschiedenen Lebensformen das Bemerkte, das Gewußte verschieden beurteilen, bewerten. Was für die eine Lebensform von großer positiver Lebensbedeutung ist, kommt oft der anderen oft gar nicht zum Bewußtsein oder hat für sie eine durchaus negative Lebensbedeutung. Diese Unterschiedlichkeit der Bewertung kommt auch in den Beziehungen der Lebensformen zueinander in ausgedehntestem Maße zum Ausdruck. In ihrem Kampf ums Dasein hat beispielsweise das Zuhn für den Fuchs eine positive Lebensbedeutung, umgekehrt der Fuchs für das Zuhn eine entsprechend negative Lebensbedeutung. Einer ähnlichen Verschiedenheit in der Bewertung ein und derselben Erscheinung begegnen wir aber auch innerhalb des Menschengeschlechtes in ausgedehntestem Maße. Denn auch die Menschen sind verschieden organisiert. Das deutsche Seelentum wertet aus seiner blutbestimmten Lebensgesetzlichkeit heraus anders als etwa das chinesische oder jüdische oder sonst ein anders geartetes Seelentum. Bedenkt man nun, welche ungeheure Fülle von Wissensstoff die Menschheit im Laufe der Jahrtausende angehäuft hat und stellt man dieser unüberschaubaren Wissensfülle die unterschiedliche Lebensgesetzlichkeit der Völker und Individuen gegenüber, so leuchtet es ein, daß lange nicht alles irgendwie und irgendwo bekannt gewordene Wissen für das deutsche Leben fruchtbar sein kann. Es leuchtet ein, daß ihm vieles Wissen unter Umständen ebenso schädlich werden kann wie der Fuchs dem Zuhn.

Damit tritt an uns die Forderung nach einer Organisation des Wissens heran. Diese Forderung stellt im Grunde niemand anderes als die Lebensgesetzlichkeit der deutschen Volksgemeinschaft, die jeder einzelne Volksgenosse als die oberste wertende Instanz anerkennen muß. Gewiß kann diese oberste wertende Instanz praktisch nur in den Repräsentanten der Volksgemeinschaft zum Ausdruck kommen. Als Repräsentanten werden vor allem diejenigen Persönlichkeiten gelten, die ein starkes, unbeirrbares ursprüngliches Gefühl für das Seelentum des eigenen Volkes haben. Sie müssen den sicheren Instinkt für das zeigen, was wahrhaft deutsch ist. Und sie müssen den zielbewußten Willen haben zur Abwehr aller dem deutschen Seelentum feindlich gesinnten oder für dasselbe unverdaulichen Fremdgesetzlichkeit. Ferner müssen sie als Vorkämpfer einer Organisation des Wissens im Sinne der Klärung, Erhaltung und Entfaltung der Volksgemeinschaft einen Überblick über die lebendigen Zusammenhänge innerhalb der Volksgemeinschaft haben. Sie dürfen nicht spezial, sondern müssen universal veranlagt sein. Denn hier handelt es sich ja nicht um wissenschaftliche Einzelforschung, sondern eben um das intuitive Erfassen der lebendigen Zusammenhänge der Einzelgebiete. Alles Einzelwissen — mag es noch so gründlich sein —, alle Begabung für diesen oder jenen Zweig der Wissenschaft, spielt hier nur die Rolle eines geeigneten oder ungeeigneten Materials zur Organisation des Wissens im Sinne der Klärung, Erhaltung und Entfaltung der Volksgemeinschaft.

Die Art der nationalen Organisation des Wissens kann hier nur kurz angedeutet werden. Wenn wir als unsere Heimat nicht nur das deutsche Vaterland bekennen, sondern auch das blutbestimmte Seelentum, in dem wir zu Hause sind, so können wir auch von einer notwendigen Organisation des Wissens im Heimat-erlebnis sprechen. Diese Organisation wäre nun nach drei miteinander organisch zusammenhängenden Hauptrichtungen zu gestalten. Die Wegweiser dieser Organisation sind: die Natur des deutschen Volkes — die Natur seiner Heimat — und die Kultur des deutschen Volkes. Also die Kenntnis von Blut und Boden und ihren Wechselwirkungen in der Erzeugung einer wahrhaft organischen deutschen Kultur.

Nun zeigt aber die bisherige Geschichte der deutschen Kultur durchaus keinen stetigen organischen Verlauf. Im Gegenteil machen sich in ihr die Einflüsse eines nur mechanischen Wissens, einer nur mechanischen Übernahme fremder Erscheinungen sehr stark bemerkbar. Wir erinnern nur an die Periode der sogenannten Aufklärung, an das Gedankengut der französischen Revolution, an den englischen Wirtschaftsliberalismus, an die Übernahme des römischen Rechtes usw. Zweifellos müßten in der nationalen Organisation des Wissens auch diese Fremdeinflüsse bewußt gemacht werden. Aber das Wissen um das Fremde darf immer nur als Mittel zur Verdeutlichung des eigenen Wesens am Gegenbeispiel gewertet und gehandhabt werden.

Wie alle Erziehungsmittel, so muß auch das Hochschulwesen der Verlebendigung völkischer Art, der Klärung, Erhaltung und Entfaltung organischer Zusammenhänge innerhalb der Volksgemeinschaft dienen. Auch die Hochschule muß als ein lebendiger Organis-

mus wirksam sein, nicht aber als ein mechanisches Aggregat voneinander isolierter Fachschulen mit dem Berechtigungschein als wesentlichstes und oft einziges Ziel des Studiums. Jedes Wissensfach, jede den Einzelsächern übergeordnete Fakultät muß den Gliedschaftscharakter am Ganzen zum Ausdruck bringen. Gliedschaft aber heißt: in aller Sonderfunktion zugleich die Idee des Ganzen lebendig wirksam werden lassen. Nur dann läßt sich im organischen Sinne von einer Universität als einem lebendigen Ganzen sprechen. Sie soll vor allem das organisch Ganze der nationalen Bildung, der nationalen Organisation des Wissens verkörpern. Sie soll die Möglichkeit geben, von jedem Sonderfache aus einen Überblick über die Zusammenhänge im Lebensganzen der Volksgemeinschaft zu erhalten. Der Fachschulbetrieb der Hochschulen bedarf so einer philosophischen Durchdringung des gesamten Unterrichts. Denn nur der philosophische Geist vermag das im Laufe der Jahrhunderte wissenschaftlich immer mehr voneinander Isolierte wieder zur lebendigen Einheit zu verbinden.

Die Hochschule soll ja keineswegs nur Berufsmenschen heranbilden, die sich gegen alle anderen Wissensgebiete, welche nicht in ihr Fach fallen, wie mit Scheuklappen wappnen. Die vornehmste Aufgabe der Hochschul-erziehung ist vielmehr die Heranbildung der künftigen geistigen Führungsschicht der Nation. Wahres Führertum muß aber auch in der Ausübung eines Spezialberufes immer im Ganzen leben. Es muß immer von dem Gefühl durchdrungen sein, daß der Beruf vor allem sittlicher Dienst am Volksganzen ist.

Das Leben ist mehr wert als die Wissenschaft. Versagt die Wissenschaft in der kritischen Zeit, in der es sich um Sein oder Nichtsein des deutschen Lebens handelt, so vermag sie den notwendig zu erfüllenden Forderungen dieses Lebens nicht gerecht zu werden, so erfüllt sie auch nicht ihren Lebenssinn, ist sie hierin

tote, nicht lebendige Wissenschaft. Auch der Vertreter der Wissenschaft sollte immer dessen eingedenk sein, daß die Wissenschaft selbst immer nur ein Produkt des in seinem tiefsten Wesen metaphysischen und daher unbegreiflichen Lebenprozesses ist. Das schöpferische Leben selbst hat das Wissen als sein Werkzeug herausgestellt, damit es ihm in Ehrfurcht diene. Die kommende Kulturepoche wird auch hinsichtlich des Wissenschaftsbetriebes im Zeichen des metaphysischen Lebens als der wertenden Zentralinstanz stehen müssen, oder sie wird nicht sein.

Der Lebenssinn der Wissenschaft ist das Leben selbst. Wir dienen dem Leben noch nicht dadurch, daß wir es wissenschaftlich zu begreifen suchen, sondern erst dadurch, daß wir das Begriffene wieder in den Lebensprozeß der Gesamtheit einströmen, in ihm fruchtbar werden lassen. Heute stehen wir ja in einer Wende der Zeiten, die das Bewußtsein vom dienenden Sinn der Wissenschaft als eine der wichtigsten Grundlagen unserer kulturellen Wiedergeburt zu erfassen beginnt. Nach jahrhundertelanger, wahlloser Anhäufung von Wissensstoff, an dem die ablaufende Kulturepoche erstickt, beginnt nun die Ordnung, Organisation des aufgehäuften Wissens im Sinne der Klärung, Erhaltung und Entfaltung unserer Volksgemeinschaft. In diesem Wirken stehen wir schon jenseits der ablaufenden Kulturepoche, winkt uns schon das Morgenrot des kommenden Tages der Deutschen. Der Tag der Deutschen aber ist die Ernte der ganzen Zeit<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Diese 1931 geschriebene Arbeit gibt dem gleichen Grundgedanken Ausdruck, der in dem gleichnamigen Kapitel der Schrift „Revolution des Geistes“ (Armanenverlag, Frankfurt a. M.) und dem soeben unter dem Titel „Lebendige Wissenschaft“ erschienenen Sonderdruck aus dem Hauptwerk von Paul Krannhals „Das organische Weltbild“ (Verlag J. Bruckmann, München 1928, ungekürzte Volksausgabe 1934, 1936) näher beleuchtet wird. (Paul Krannhals-Archiv, Marburg.)

# Geschichte und Erziehung.

Von W. Kunz.

## I.

Das Schicksal eines ganzen Volkes und des Einzelmenschen vollzieht sich in jedem Augenblick seines Daseins in der Spannung zwischen den Naturgrundlagen und Gegebenheiten einerseits und der in die Zukunft weisenden Lebensaufgabe andererseits. „Jedes Zeitalter ist geladen mit geschichtsbildenden Spannungen aus der Begegnung von Vergangenheit und Zukunft, von Gewordenem und Werdenem, von Seiendem und Seinsollendem“ (Ariek, „Geschichte der Bildung“). Geschichte aber bildet mit den Naturgrundlagen eines Volkes, also Rasse und Landschaft, die eine Seite des Gesamtweltbildes. Sie verkörpert

mit diesen zusammen die Welt des Seins, der im Bereich der Weltanschauung die Aufgabe, das Sollen gegenübertritt. Im Weltbild kommt der Geschichte die Stellung eines tragenden Eckpfeilers zu. Sein und Sollen aber (Gegebenheit und Aufgabe) sind niemals zwei verschiedene Seinsweisen des völkischen wie auch des einzelmenschlichen Lebens: Weltanschauung und Weltbild sind die höheren Ganzheiten, aus denen jene ihr Vorhandensein und ihren Sinn herleiten müssen. Wird der Geschichte innerhalb unserer Weltanschauung die Bedeutung einer Urgegebenheit zuerkannt, so erhellt daraus ohne weiteres, daß jede

Erziehung und jede Erziehungswissenschaft mit diesem wichtigen Faktor rechnen muß.

Was aber ist Geschichte?

Sie ist nicht eine in Büchern oder im Gedächtnis bewahrte, abgestorbene Vergangenheit, die sich aus einer ungeordneten, unübersichtbaren Fülle von Tatsachen und Einzelvorgängen zusammensetzt, sondern ein lebendiges Geschehen, mit dem ein Volk schicksalhaft und unlösbar verbunden ist. Diese Verbindung kann es von sich aus ebensowenig lösen wie es sich seinem Schicksal entziehen kann. Nicht nur das Dasein eines Volkes ist einmalig, seine Geschichte ist es auch. Im Fortgang des Weltgeschehens hat eine Gemeinschaft in jedem Augenblick einen ganz bestimmten, nur ihm zugehörigen Platz.

Zu einer solchen Auffassung ist unsere Gegenwart endgültig vorgestoßen. Die Stellung der Geschichte im Weltbild und das Verhältnis von Geschichte und Erziehung zueinander haben sich grundsätzlich gewandelt gegenüber dem Zeitalter, das mit dem Durchbruch der nationalsozialistischen Bewegung zu Ende geht. Die Zeit hinter uns kannte auch Geschichte. Eine Funktion in der Weltanschauung oder in der völkischen Erziehung hat diese Art der Geschichte nicht gehabt. Die Literatur-Geschichten, die Sprach- und Natur-Geschichten, ja die Erd-Geschichte, sie alle zeigen in eindeutiger Weise, was die Vergangenheit damit gemeint hat: eine möglichst lückenlose Sammlung aller greifbaren Ereignisse, die der Vergangenheit angehören, einerlei ob sie dem Bereich des Menschen, der Tiere oder der Natur angehören.

Hier setzt die entscheidende Erkenntnis ein: Nur der Mensch in Gemeinschaft mit seinesgleichen hat Geschichte. Geschichte kann nur haben, wer ein Schicksal hat. „Tier und Kind allein sind schicksallos“ — und deshalb geschichtslos. „Wirkliche Geschichte haben nur die Einheiten menschlichen Lebens“ (Krieck, „Anthropologie I.“, 84).

Die lebendige Geschichte entzieht sich jedem Versuch einer systematischen Konstruktion, die in der Vergangenheit fast immer das Bestreben hat, die vermeintliche Höhenlage der jeweiligen Gegenwart zu beweisen. Abgesehen von der durch und durch pragmatischen Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts hat sich auch die des 19. dort, wo es auf eine geschichtsphilosophische Unterbauung ankam, davon nicht restlos befreien können — trotz der großartigen Ansätze, die in diese Richtung gingen. Hegel und sein Werk kennzeichnen die ganze Zeit: Unbekümmert um die geschichtliche Wirklichkeit wird die Konstruktion eines unendlich reich gegliederten Systems unternommen, in dessen einzelne Fächer die vollkommen zerstückelte Geschichte eingelegt werden kann.

Kants Versuche zu einer Geschichtsschreibung „in weltbürgerlicher Absicht“ nehmen vieles voraus, was Hegel vollendet. Sie haben mit der wirklichen Geschichte einfach nichts zu schaffen. In absolut ungeschichtlicher Weise wird die Geschichte in „weltbürgerlicher“ Absicht zerlegt, um je nach Bedarf mit den sinnlos gewordenen Einzelteilen die Wirksamkeit der „reinen Vernunft“ darzutun. Selbst die, die als die ersten gegen die Geschichtsvergewaltigung und Verfälschung aufgetreten sind (Niebuhr), sind mit einer Seite ihres Daseins tief verankert in Aufklärung und Humanität.

Spengler steht am Ende einer Zeit, der schon Lessing verfallen war, als er den geschichtlichen Lebenslauf eines Volkes mit dem eines Menschen verglich. „Der Untergang des Abendlandes“ ist ein erschütternder Beweis für die Langlebigkeit jener unheimlich leblosen, im Grunde vollkommen ungeschichtlichen Geschichtsauffassung. Zwar lebt noch in unserer Gegenwart ein letzter Ausläufer in der Form des sogenannten Späthegelianismus, doch braucht er kaum ernst genommen zu werden, da ihm in unserer Zeit die Existenzgrundlage genommen ist.

Für uns gilt: „Die geschichtliche Bewegung gewinnt den Primat über die organische und über die mechanische Bewegung“ (ebenda, 87). Das heißt aber, daß aus der Geschichte selbst das Mechanische am ehesten verschwindet. In die geschichtliche Bewegung ist der einzelne als Glied seiner Gemeinschaft eingeordnet, keiner kann sich mit seinem Denken und Tun und Handeln außerhalb dieser Bewegung stellen. Das aber haben jene fast ausnahmslos getan oder doch zu tun versucht.

Die geschichtliche Vergangenheit untersteht nun nicht dem Gesetz ihrer selbst, sie rechtfertigt sich nicht aus und durch sich selbst, sondern sie wird gemessen an den Forderungen und Anforderungen der Gegenwart. Die Weltanschauung bestimmt die Schau auf die Geschichte, sie allein wertet die geschichtlichen Vorgänge. Sie verfällt dabei aber nicht dem Fehler einer bequemen Schätzung nach eigenem Ermessen. Sie vernachlässigt auch nicht das tatsächliche Geschehen. Im Gegenteil: Unsere Zeit hat den Mut, den geschichtlichen Tatsachen und ihren unerbittlichen Folgerungen nicht aus dem Wege zu gehen, sondern sich dem Anruf der Geschichte zu stellen. Das aber bedeutet nicht, daß nicht die Beurteilung der geschichtlichen Vorgänge eine Notwendigkeit und nicht Willkür ist.

Die Geschichte — oder eine bestimmte Auffassung von ihr — kann zwar in hohem Maße, aber nicht ausschließlich die Rechtfertigung einer Weltanschauung sein; sie hat als ursprüngliche Begebenheit Anteil daran. Ebensowenig läßt sich aus der Geschichte allein ein Weltbild gestalten, das politische Lebensfähigkeit besäße. Auch hier kommt ihr nur die mitgestaltende Funktion zu.

Stets aber muß Geschichte bezogen sein auf den Sinnmittelpunkt einer völkisch-politischen Existenz. Von diesem geht die Kraft aus, Sein und Sollen zu verbinden und die bestehenden Spannungen für das Dasein eines Volkes fruchtbar zu machen. „Gegenwart ist einmalig, schließt darum Vergangenheit und Zukunft von sich aus und schließt sie doch ebenso notwendig ein“ (ebenda, 87).

Noch ein anderes muß hier flaggestellt werden: Wird die Geschichte eines Volkes zusammen mit seiner rassistischen Zusammensetzung und seiner Bodenverhaftung als die Seite der Begebenheiten eines Weltbildes angesprochen, so bedeutet dies nicht, daß jene nebeneinander bestehen. Geschichte, Rasse und Landschaft gehören innerlich und äußerlich zusammen. Die Geschichte einer Gemeinschaft ist stets entscheidend mitbestimmt von den in ihr wirkenden charakterlichen, d. h. rassistischen Kräften und dem Raum, in dem sich das völkische Geschehen abspielt. „Alle geschichtlich feststellbaren Weltanschauungen sind nur verständlich in ihrer

Verbindung mit den Lebenszwecken und der Lebensauffassung bestimmter Rassen" (Adolf Hitler, in seiner Kulturrede auf dem Reichsparteitag 1933). Stets ist für das geschichtliche Handeln und Werden die Wirksamkeit eines bestimmten Kassekerns ausschlaggebend. Ob dieser der Gemeinschaft zugeordnet ist oder ob er ihr entgegensteht, davon hängt das völkische Schicksal ab.

Das deutsche Volk hat im Verlaufe seiner Geschichte die Wahrheit dieser Erkenntnis oft erleiden müssen. Mit dem Christentum beginnt in geschichtlicher Zeit jener ungeheure Prozeß der Fremdüberlagerung, als dessen Ergebnis die vollkommene Zerrüttung des völkischen Daseins wiederholt verzeichnet werden muß. In 2000jähriger, europäischer Geschichte läßt sich nicht ein Staat, bei dessen Bildung, nicht ein Volk, bei dessen Volkwerdung das nordische Element nicht beteiligt gewesen wäre, feststellen. Das eigene deutsche Volk aber ist durch den dauernden Blut- und Kräfteverlust in Gemeinschaft mit der extremen Ausbildung einer zweifellos in ihm vorhandenen Anlage fast zum unpolitischen Volk geworden. Der Nationalsozialismus hat in unserer Zeit die entscheidende Wendung herbeigeführt. Die Lebensgrundlagen unseres Volkes werden sämtlich der Neuordnung unterzogen. Damit ist die Sicht frei auf die organische Zuordnung von Politik, Geschichte und Erziehung.

## II.

Es erschien notwendig, ausführlich auf das Verhältnis von Geschichte und Weltbild einzugehen. Auf diese Weise wird die Grundlage gewonnen, von der aus in gedrängter Form das Problem Geschichte und Erziehung in der Pädagogik und der Geschichtsschreibung der Vergangenheit verfolgt werden kann. Denn es leuchtet nunmehr ohne weitere Begründung ein, daß für unsere Gegenwart und Zukunft die Einheit von Geschichte und Erziehung von höchster Wichtigkeit ist.

Der Führer sagte am 1. Mai 1933: „Deutsches Volk, besinne dich auf dich selbst, auf deine Vergangenheit und die Leistung deiner Väter!“ Diese Selbstbesinnung bedeutet Erziehung zu sich selbst. Nur eine gesamt-völkische Erziehung vermag diese Wiedererweckung zu leisten. Welche Rolle dabei der Geschichte zukommt bedarf nur des Hinweises auf die Worte Adolf Hitlers. Dies wird dabei zur wichtigsten Forderung: Die Erziehung ist unlösbar mit dem geschichtlichen Geschehen verbunden. Sie kann sich diesem in keiner Weise entziehen.

Ein Blick in die Vergangenheit kennzeichnet die Wandlung: Seit Rousseau — dessen „Emil“ bis in unser Jahrhundert hinein als Vorbild gegolten hat — ist die Pädagogik immer wieder mit dem Anspruch auf Autonomie hervorgetreten. Das 19. Jahrhundert zeitigt im Bereich der wissenschaftlichen Pädagogik eine einzige Kette von Versuchen, die Erziehung aus der Wirklichkeit zu lösen und sie in einem eigenen, gesonderten Raum sich vollziehen zu lassen. Das Hauptaugenmerk ruht darauf, daß die Trennung zwischen Geschichte und Erziehung vollständig sei: Geschichte und Erziehung dürfen sich nicht berühren, da diese Berührung eine Verunreinigung der pädagogischen

Methode darstellt und sonst nichts. Die Ziele der Erziehung sind ja von vornherein in unabänderlicher Weise gestellt: der Mensch ist zur reinen Menschlichkeit zu erziehen wobei das Wahre, das Gute und das Schöne die unverrückbaren Leitsterne sind.

Zunächst kann der Pädagogik kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie sich dem Bereich der Wirklichkeit entzieht. Das haben alle andern Wissenschaften ebenso getan oder doch versucht. Man sehe sich einmal die Arbeiten der Académie Française im 17. und 18. Jahrhundert an: die Versuche einer in Angriff genommenen Sprachreform gipfeln darin, daß die Académie von sich aus die beste Form eines Wortes bestimmt, ohne Rücksicht darauf, ob es jemals so gesprochen wird. Dem Werden ist damit ein Halt entgegen gesetzt.

Insofern also die Pädagogik diese Vernunftbestrebungen gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit anderen Wissenschaften teilt, steht sie keineswegs vereinzelt da. Wohl aber steht sie einzigartig da, wenn man ihre Entwicklung mit der Entwicklung der Rechts- und Sprachwissenschaft zum Beispiel vergleicht: Im Bereich dieser ist ein großartiger Protest gegen die wirklichkeitsleere Vernunftmacherei entstanden. Jakob Grimm hat in einzigartiger Art bewiesen, daß die Sprache nicht ein Ergebnis aus Fortschritt und Vernunft ist, sondern, daß sie dem Volke, das sie spricht, eine Urgegebenheit ist, die nicht aus Gründen der vernünftigen Zweckhaftigkeit „gemacht“ wird. Er hat für die Sprachwissenschaft in gültiger Form die Folgerung gezogen, daß diese in der Abgelöstheit vom Volke, das sie redet, das in ihr denkt, durchaus zur Unfruchtbarkeit verdammt ist.

Ähnlich steht Herder mit seinem Volksbegriff im Widerspruch gegen alle Vernunftlei: Nichts ist aus Vernunft gemacht, sondern alles ist gewachsen, ist wirklich geworden. Ihm hat sich dann die Romantik angeschlossen, die in seltener Einmütigkeit gegen die Allmacht eines kausalmechanistischen Denkens Front gemacht hat. In der Rechtswissenschaft hat damals Savigny seinen berühmten Streit gegen Thibaut ausgegungen und die Überzeugung vertreten, Recht sei keine vernünftige, formale Konstruktion, sondern wiederum ein Gewachsenes, das von der tragenden Gemeinschaft einfach nicht abgelöst werden kann.

Allerdings: Durchweg ist diesen Gedanken die tiefere Wirksamkeit versagt geblieben. Nicht zufällig! Sie sind samt und sonders aus einer unpolitischen Haltung zur Welt hervorgegangen. Es fehlte ihnen die unerbittliche Bezogenheit auf das wirkliche Leben, was zur Folge hatte, daß auch sie bald zu abstrakten, wirklichkeitsfernen Systemen wurden. Am Ende hat Hegel doch gesiegt — wobei sein Name die ganze Zeit bedeutet. Einzig die Pädagogik hat sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts dieser Neuausrichtung nicht unterzogen. Hier liegt der Grund dafür, daß sie den Anspruch auf Autonomie am hartnäckigsten aufrechterhalten hat. Es versteht sich von selbst, daß sie aus diesem Grunde für die Erziehung unseres Volkes so gut wie ohne Bedeutung geblieben ist. Unsere Wirklichkeitserkennende und -anerkennde Weltanschauung hat diese Pädagogik auf eine völlig neue Grundlage stellen müssen. Unsere Erziehungswissenschaft und jene Pädagogik haben innerlich nichts miteinander zu tun.

Sat die Pädagogik des 19. Jahrhunderts die Einheit von Geschichte und Erziehung nicht zustande gebracht, so gibt es nichtsdestoweniger eine geistige Bewegung in dieser Zeit, die diese Einheit zwar auch nicht vollbringt — dazu fehlt ihr die Grundlage — aber doch die Möglichkeit einer solchen in Sicht bringt: das ist die Geschichtsschreibung. Sie hat, von ganz anderen Voraussetzungen herkommend, das Versäumnis der Pädagogik wenigstens teilweise nachgeholt. Sie kann deshalb in unserer Erziehungswissenschaft nicht übersehen werden.

Schon im Strome der pragmatischen Geschichtsdarstellung der Aufklärung und des Absolutismus, die wesentlich nur dazu herhalten mußten, die Abstammung eines Herrschers in strahlende Zelle zu versetzen, tauchen an einigen Punkten Gedanken auf, die ein Zusammensein von Geschichte und Erziehung in greifbare Nähe rücken. Der mächtige Geist Leibnizens stößt bei seinen unermüdblichen Versuchen um Reich, Nation und Erziehung auch auf die Geschichte. An die Sache selbst ist jedoch er so wenig wie irgendein anderer herangekommen.

Immerhin: das Problem war erkannt, wenn auch die Pädagogik keinen Nutzen daraus zog. Das hat sie ja auch im 19. Jahrhundert nicht getan, vielmehr hat sie sich an Rousseau gehalten.

Der Durchbruch von seiten der Geschichtsschreibung aber konnte nicht erfolgen, weil diese selbst einen solchen nicht als ihr Ziel ansah. Geschichtsschreibung war eine Wissenschaft wie Pädagogik auch eine war — beide hatten nichts miteinander zu tun und jede schloß sich gegen die andere ab. Erst unsere Erziehungswissenschaft stößt durch alle Lebensgebiete hindurch.

Dennoch bringt die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts eine Fülle von Ansätzen, die leicht zur Gestaltung jener Einheit von Geschichte und Erziehung hätten führen können.

Serder nimmt auch in diesem Zusammenhang einen hohen Rang ein. Seine Geschichtsauffassung schließt trotz seiner unpolitischen Haltung eine richtige Sicht auf das Verhältnis von Geschichte und Erziehung zueinander nicht aus. Indessen macht das Fehlen des Politischen die Nutzenanwendung unmöglich. Eine Weltanschauung, die nur das stetige und organische Wachsende kennt, kann die Einheit zwischen der geschichtlichen Gewordenheit und der erzieherischen Aufgabe nicht herstellen. Ähnlich ergeht es Karl Otfried Müllers, der in seinem Geschichtswerk das Erzieherische zwar selten mit Namen nennt, aber doch damit rechnet.

Das Werk Ranke ist ebenfalls nicht mit einer bewußten, erzieherischen Absicht zustande gekommen. Ihm ist Geschichte ein Lebensbereich, der keiner Verbindung mit einer anderen Wissenschaft bedarf. Aber an manchen Stellen tritt die Einheit des geschichtlichen Werdens in unmittelbare Verbindung mit der Erziehung.

Und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß seine großen historischen Gestalten auf jeden, der ihnen gegenübertritt, allerstärkste erzieherische Wirkung ausüben: „Männer machen die Geschichte!“ Eins aber wird bei ihm deutlich: die großen Geschichts-Täter — „die Männer“ — erscheinen nicht zufällig in der Welt, sondern sie werden vom Schicksal geformt und gebildet. Dieser

Formprozeß aber ist — richtig verstanden — schon geschichtlich-politische Erziehung.

Wilhelm von Humboldt verlangt von der Geschichtsdarstellung, daß sie auf den Leser ähnliche Wirkungen ausüben müsse, wie die tatsächliche Geschichte selbst. Gewiß, das Politische ist auch hier ausgeschaltet (Humboldt, der Denker, ist der Humanität restlos verfallen) — aber die Verbindung von Erziehung und Geschichte ist richtig erfaßt. Die Geschichte ist nicht tot, ist nicht unverbindlich für den, der sich mit ihr beschäftigt. Der Mensch soll entscheiden! Nur so kann jene Forderung richtig verstanden werden.

Mommsen hat in seiner „Römischen Geschichte“ die gegenseitige Abhängigkeit von Erziehung und Geschichte gesehen. „Als Mommsen die Geschichte Roms schrieb und dessen Lebensordnungen (Rechtssystem) in der Ganzheit zugleich systematisch zu erfassen wußte (ein glänzendes Beispiel glücklicher Verbindung historischer und systematischer Denkform!), da erschloß sich ihm aus seiner Arbeit auch das Problem der Erziehung als einer Funktion dieser Polis — im Zusammenhang aller Sozialordnungen und Lebensinhalte auf eine beträchtliche Strecke hin“ (Kriek: „Geschichte der Bildung“).

Diese Beispiele genügen zur Verdeutlichung dessen, was oben ausgesprochen wurde. Sie zeigen — und man kann sie beliebig vermehren — allesamt, daß die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts in unendlich vielen Abänderungen auf das Problem Geschichte und Erziehung gestoßen ist.

Bismarck, der große Politiker, hat den Zusammenhang zwischen Geschichte und Erziehung auch gesehen. Er hat auch die Einheit von Politik und Geschichte instinktiv erfaßt. Er wußte sein Handeln nach dem Wissen und Ahnen um diese Dinge zu richten. Aber er ist in diesen Bereichen nicht Systematiker, und sein Tun vollzieht sich auf weite Strecken hin im Unbewußten.

### III.

Das Verhältnis von Geschichte und Erziehung zueinander kann nun aber nicht voll erfaßt werden, ohne es zum Politischen in Beziehung zu setzen. Wir reden von politischer Geschichtsbetrachtung und politischer Erziehung, von politischem Handeln und vom politischen Menschen. Was hat es in allen Fällen für eine Bewandnis mit diesem Begriff des Politischen?

Unsere Gegenwart trifft — vor allem aus dem Ausland — oft der Vorwurf, politische Wissenschaft, politisches Arzttum, politische Rechtswissenschaft, politische Erziehung, das alles könne doch nur heißen: jede geistige Äußerung jedes dem Volke zugehörigen Menschen müsse politisiert werden, mit anderen Worten, habe in den Dienst eines politischen Systems zu treten um es — womöglich nachträglich — zu rechtfertigen. Wenn eine solche Anschauung nicht obendrein gehässig ist: falsch ist sie in jedem Fall! Was unter politischer Wissenschaft, politischer Erziehung usw. zu verstehen sei, ist oft genug dargelegt worden, wenngleich zugegeben werden muß, daß die Definition des Politischen sehr schwierig zu vollbringen ist.

Zunächst aber: Der Nationalsozialismus ist eine elementare Bewegung, die, aus den Urgründen unseres



völkischen Daseins genährt, der theoretischen Rechtfertigung in keiner Weise bedarf. Vielmehr haben sich die einzelnen Lebensordnungen und -äußerungen vor der neuen Weltanschauung zu rechtfertigen! Diese Tatsache aber bedeutet für den Außenstehenden die Schwelle auf dem Wege zum Verstehen. Man ist aus der Geschichte gewohnt, eine Revolution ans Ende der geistigen Vorbereitungen zu setzen — bestes Beispiel die französische Revolution! — und erwartet nicht einen elementaren Umbruch, dem der geistige Bereich folgen muß. Die Ergriffenheit eines ganzen Volkes rechtfertigt sich aus sich selbst, denn sie bedeutet, daß dieses sein Schicksal in die Hand genommen hat, ohne die Notwendigkeit dieses Tun vom Geist her zu erfassen. Diese schicksalhafte Selbstgestaltung aber rechtfertigt nicht nur den Primat des Politischen, sondern fordert ihn. Politisch denken und handeln besagt im einfachsten Falle nur: so denken und handeln, daß beides an der Gestaltung des Volkes und seines Menschentums Anteil hat.

Der politische Mensch wird zum Vollstrecker der gesetzten Selbststeigerung, die allein die geistige und materielle Not des Volkes überwinden kann. Aber er wächst nicht, wird nicht aus seiner Anlage allein ein solcher, sondern er ist das Ergebnis einer politischen Erziehung.

Die Dreieinheit Politik—Geschichte—Erziehung wird damit zum bestimmenden Faktor im Werden eines Volkes. Das Politische ist gleichsam Angelpunkt zwischen Geschichte und Erziehung, es ist das verbindende Glied, das jenen erst zur Sinngebung verhilft.

Denn Geschichte, wie wir sie am Anfang kennzeichneten, ist der Niederschlag des politischen Handelns in einem Volk. Steht dieses in der Höhenlage eines politischen Geschichtsbewußtseins, dann wird sich im Bereich des Politischen die Einheit von politischer Geschichte und politischer Erziehung vollbringen lassen.

In der Dreieinheit Politik—Geschichte—Erziehung schafft das politische Handeln — in den Größten schicksalhaft und gottverantwortlich — die Geschichte. Das geschichtliche Werden ist der Vollzug des der völkischen Gemeinschaft auferlegten Schicksals. Von der Anzahl der zu politischem Handeln befähigten und bereiten Menschen eines Volkes hängt dessen Schicksal ab. Eindeutig hebt sich nunmehr die Bedeutung der Geschichte—Erziehung—Einheit ab! Weder Wissenschaft noch Erziehung noch irgendeine Äußerung völkischen Gemeinschaftslebens können sich der Wirklichkeit des weltanschaulichen Sinnmittelpunktes entziehen. Aus ihrem Bereich erfolgt das lebendige Zusammensein von Geschichte und Erziehung. Ziel der Erziehung aber wird stets die Freiwerdung von Kräften sein, die die Steuerung der völkisch-politischen Gemeinschaft übernehmen können. So allein kann die Existenz eines Volkes in ausreichender Weise gesichert werden.

Geschichtsbildend handeln zu können dazu ist gewiß nicht jeder in der Lage. In jedem Menschen aber ist der Sinn für die Notwendigkeit eines solchen Handelns zu wecken. Auch dieses leistet eine völkisch-politische Erziehung. Das gemeinsame Schicksal unseres Volkes ist uns auferlegt in der Spannung zwischen Sein und

Sollen. An der fruchtbaren Gestaltung dieser Spannungen kann nur der politische Mensch teilhaben.

Hier aber ist ein Warnzeichen zu errichten: Der Mensch als Glied seiner Gemeinschaft vermag für die Richtung seines Handelns viel aus der Geschichte zu lernen. Dem Durchschnittsmenschen wird die Geschichte sich zeigen, als eine unerschöpfliche Beispielsammlung, die für jede mögliche Handlung und deren Folgen schon einen Beleg hat nach jenem bekannten Wort „Alles ist schon einmal dagewesen“. Die wahrhaft politische Tat aber hat nicht ihresgleichen in der Geschichte: sie ist einmalig und unwiederholbar. Für den politisch Handelnden ist die Geschichte nur die eine Seite der Welt, in der die politische Entscheidung geboren wird. Die Funktion der Geschichte ist dabei eine wichtige — aber nicht ausschlaggebende. Die Beispiele der Geschichte vermögen von sich aus nicht den Anstoß zur Tat zu geben. Dieser kann nur aus dem irrationalen Bereich des gemeinschaftsverbundenen Seins kommen. Die politische Entscheidung vollzieht sich im Angesicht des Volkes, seiner Geschichte und Gottes.

Die Revolution von 1848 ist ein Beispiel für die Ergebnislosigkeit aller Bemühungen, die auf ein politisches Ziel gerichtet sind, dieses aber mit unpolitischen Mitteln verwirklichen wollen. Was in der Paulskirche gedacht wurde, das war als System einwandfrei und in Ordnung. Aber es zerbrach bei dem Versuch, es in die Wirklichkeit umzusetzen, denn es war ein logisches, aber kein politisches Gebilde. Hier liegt der Vergleich mit dem ersten Menschen nahe: Auch jener war in richtiger Gestalt geformt — aber doch solange ohne Leben, bis ihm der göttliche Odem eingehaucht wurde. Der Verfassung von 1848 blieb jener Odem versagt — er hätte nur aus dem Politischen kommen können.

Das 19. Jahrhundert ist in jeder Weise lehrreich. Zeigt es doch mit beispielloser Deutlichkeit, was einem Volke bevorsteht, wenn es im Bereich des Geistigen auf die geschichtsgebundene, politische Erziehung verzichtet. Das gänzlich unpolitische, geistig sehr hochstehende Bürgertum des 19. Jahrhunderts hatte nicht die Kraft, dem gesamten Volke Führer sein zu können. Dieses teilte sich in zwei Hälften: Dem Bereich des Geistes stand der der Materie gegenüber. Der dieser verfallene Arbeiter wurde bald zum Machtmittel in den Händen gerissener Juden. Gegen diese unerhörte Verführung und Vergewaltigung deutscher Menschen ist kaum ein nennenswerter Protest aus dem bürgerlichen Lager gekommen.

Unsere Zeit hat eine neue Schau auf die Vergangenheit ermöglicht und gefordert. Dabei werden die erzieherischen Funktionen der Geschichte, soweit sie in der Geschichtsschreibung verwirklicht und gesehen worden sind, zum erstenmal in ihrer Bedeutung für die Erziehungswissenschaft erkannt. Groß ist die Leistung, die das 19. Jahrhundert vollbracht hat.

Das aber kann uns nicht von der Pflicht entbinden, andere Wege zu gehen als sie. Die Autonomie des vereinzelt geistigen Bezirkes, der fernab von der Wirklichkeit ein Gespensterdasein führt, ist zertrümmert. An die Stelle der nebeneinanderstehenden Viel-

heit ist die Ganzheit eines Weltbildes getreten. Letztlich weist auch die Geschichtsschreibung des neunzehnten Jahrhunderts in die Vergangenheit zurück. Die politische Erziehung aber geht in die Zukunft. In der Zukunft wird sich das deutsche Menschtum gestalten und vollenden.

Der Geschichtsschreibung wie der Erziehung sind damit die Wege in die Zukunft gewiesen. Beide bestehen nicht nebeneinander, sondern miteinander und

durcheinander. Daß dies so sein muß, hat der Führer in fast allen seinen großen Reden gefordert und nicht er allein. Wissenschaft — sei es welche es auch immer sei — und Erziehungseinrichtungen haben sich zu dieser Auffassung zu bekennen. Nur so werden sie in der Zukunft leisten können, was der Vergangenheit bisher versagt blieb: Die Einheit der Wissenschaft, der Erziehung, die Einheit des deutschen Menschen und des deutschen Volkes.

Werner Lütke

## Das Werden unserer Naturanschauung.

„Abgehauene Wurzeln schlagen wieder aus, uralte Dinge kehren wieder, verdeckte Wahrheiten enthüllen sich; es ist ein neues Licht, das nach langer Nacht am Horizont unserer Erkenntnis wieder hervorbricht und sich allmählich dem Meridian unseres Geistes nähert.“

Jordanus Brunus.  
De L'Infinito.

Der Mensch hat wieder zur Natur zurückgefunden, zur Wirklichkeit, allerdings nicht im Rousseauschen Sinne der Primitivität, sondern im Sinne des Seelentums und Lebensgefühls unserer Art, die in der Natur die Einfachheit und die Einheit liebt. Es war ein weiter Weg von jenem geschichtlichen Augenblick an, wo wir von artfremdem Geist geleitet, der Natur und Böse gleichsetzt, die Erlösung von der Natur als die Erfüllung unseres höchsten Lebensglückes zu preisen begannen und uns dadurch in eine naturentfremdete Vergeistigung verloren, bis zu jenem anderen geschichtlichen Ereignis, wo die Sehnsucht unserer Seele wieder zur Rückkehr zu sich selbst drängte und der germanische Mensch immer mehr sich wieder als einen Teil der Natur fühlen lernte.

Die Geschichte des Ringens unseres Seelentums um die Freiheit seiner Schau und damit auch letzten Endes um unsere kulturelle und politische Freiheit ist mitgeschrieben durch das Werden und die Entwicklung unserer Physik und unserer Biologie. Ihre Erkenntnisse in der Natur sind die Grundlagen der Natur- und Lebensanschauung des Nationalsozialismus geworden. Die Naturwissenschaften haben darum auch wesentlichen Anteil an der Mitgestaltung des neuen deutschen Menschen und haben mit dieser Ausrichtung zu wirken. Das geht allerdings nicht mit den meist noch vorherrschenden Methoden, die nur zur Anhäufung des stofflichen Wissens dienen und die Naturwissenschaften entseelen, indem sie das Werk von ihrem Schöpfer lösen. Es muß vielmehr die Leidenschaft zur Naturerkenntnis und damit die Begeisterung zum hohen Wissen von der Natur erweckt werden; jene Leidenschaft, welche unsere großen Naturforscher den opferreichen Kampf aufnehmen ließ gegen die berüchtigte Formel „*philosophia ancilla theologiae et physica puella ancillae*“ (die Philosophie ist die Magd der Theologie und die Physik die Toch-

ter dieser Magd), eine Formel, die immer und immer wieder die seit vier Jahrhunderten so erfolgreich wirkende Naturforschung zur feierlichen Abbitte vor den Richterstuhl der Kirche forderte, wie Kant in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte des Himmels“ sagt, und der man auch heute noch Geltung verschaffen möchte, wie ich aus dem Werk von Jacques Maritain: „Antimodern“ entnehme. „Diese berühmte Formel kann gewiß nicht einfach in dem Sinne übernommen werden, wie sie der hl. Petrus Damianus verstand; so scheint sie eine Verurteilung aller weltlichen Wissenschaft einzuschließen. Aber unabhängig von ihren historischen Ursprüngen und für sich genommen, kann sie einen sehr richtigen Sinn annehmen: sie besagt, die Theologie habe auf Grund der höheren (offenbarten, göttlichen) Weisheit das Kontrollrecht über die Schlussfolgerungen der Philosophie; sie besagt ferner, daß die Philosophie, die an sich frei und nicht Sklavinnen ist, in den Dienst des theologischen Glaubenslichtes tritt als ein Werkzeug, dessen sich die Theologie bedient, um mittels der philosophischen Wahrheiten ihre eigenen Schlüsse zu ziehen.“ Im Kampfe gegen diese Bevormundung sind unsere Naturwissenschaften aus der unserm Seelentum gemäßen Art des Denkens geworden. Rückschauend auf die Geschichte dieses Werdens, auf die Kräfte, die hier schöpferisch gestalteten, erkennen wir uns.

Wir erleben noch heute die gleiche Sehnsucht wie jene, die diese Kulturschöpfungen vollbrachten. Wir sind Menschen ihrer Art geblieben. Hier liegt die Quelle unseres Widerstands und Verteidigungswillens. Solange wir jenes Lebensgefühl in uns tragen, das schöpferisch und gestaltend über die Jahrhunderte und über die völkischen Katastrophen hinweg wirkte, werden Kämpfer für unsere Kultur entstehen. Hier ruht das einheitliche Lebensgefühl aller Deutschen. Dieses allein führt das Schwert erfolgreich. Wehrmathematik, Wehrphysik und Wehrtechnik sind ohne es wertlos. Darum ist es eine unerläßliche Pflicht, dem Volke die

<sup>1</sup> Jacques Maritain: „Antimodern.“ Die Vernunft in der modernen Philosophie und Wissenschaft und in der aristotelisch-thomistischen Erkenntnisordnung. Dr. Benno Filser, Verlag, G. m. b. H., Augsburg 1930.

Elementarkräfte unserer Naturanschauung bewußt werden zu lassen. Das kann nur dadurch geschehen, daß wir immer klarer und eindrucksvoller die seelischen Kräfte unseres Glaubenskampfes in den vergangenen Jahrhunderten und in der Gegenwart gegen die artfremden und darum hemmenden Kräfte herausmeißeln. Denn nur dann kann der einzelne sowohl wie auch die Gesamtheit Großtaten vollbringen, wenn sie sich selbst am besten und vor allem die sie hemmenden Kräfte kennen. „Was euch das Innere stört, dürft ihr nicht leiden!“ Das muß als unumstößlicher Lebensgrundsatz die erzieherische Wirkung einer so gestalteten Geschichtskennntnis und Geschichtserkenntnis sein. Dieses Ziel kann aber durch nichts besser erreicht werden, als durch die in die Tiefe gehende Beschäftigung mit der Geschichte der Naturforschung, die als „rein arische Gründung“ die kulturelle Entfaltung der germanischen Weltanschauung in vollem Umfange erst möglich gemacht hat, indem sie uns die Gesetze der Natur und des Lebens als richtunggebende und wirklichkeitsgestaltende Erkenntnisse in die Hand gab.

Durch die Physik wurde die Unendlichkeitsidee, die als Glaubenselement unserer Seele unsere Naturanschauung trägt, in den Schwerpunkt der weltanschaulichen Auseinandersetzung mit der aristotelischen Naturauffassung gerückt, indem die Wand zwischen dem räumlichen Diesseits und Jenseits eingeschlagen wurde. Durch die Biologie wurde der dogmatischen Anschauung von dem ewigen Leben im Jenseits gegenübergestellt unsere Naturanschauung von dem Weiterleben unserer Art in der natürlichen Geschlechterfolge, die ewig sein wird, wenn wir in unserer Sehnsucht, unsterblich zu bleiben, verantwortungsbewußt leben. Physik und Biologie, beide zusammen, haben uns wieder in die Natur als einen Teil von ihr hineingestellt, räumlich und zeitlich und biologisch.

Die erste befreiende Tat wurde durch Kopernikus vollzogen. Noch war zwar für Kopernikus das Weltall eine endliche Sphäre, in deren Mittelpunkt die Sonne ruht. Er hat aber den Blick geweitet, indem er die Erde aus dem Gesichtskreis einer ichbezogenen Engstirnigkeit und Betrachtungsweise rückte und ihr die Bahn eines Planeten wie die Bahnen aller anderen Planeten auch um die Sonne zuwies. Keine Hypothese und keine Theorie wollte Kopernikus aufstellen. Leidenschaftlich lehnte er sich dagegen auf, daß seine Anschauung als Hypothese hingestellt wurde. Er wollte die Natur ergründen, so wie sie ist, und war dabei beherrscht von dem unerschütterlichen Gefühl der Gewißheit und dem Glauben an seinen Sieg. Sein hingebungsvoller Glaube an die Natur und die Treue ihr gegenüber steht im unüberbrückbaren Gegensatz zu der Vergewaltigung, welche die Natur erfährt durch die willkürlich diktierte Dogmatik der „modernen“ Physiker, die „ihre Tat“ gar zu gerne eine kopernikanische nennen. Ich lese da in einem neuerlich erschienenen Buch Pascual Jordan: „Die Physik des 20. Jahrhunderts“, daß einige dieser Physiker, darunter auch Einstein, ihre „allzu revolutionär erscheinenden Gedankengänge noch nicht als endgültig betrachten möchten, sondern noch die Hoffnung hegen, daß die weitere Entwicklung durch neue experimentelle Entdeckungen zu einer gewissen Restauration der älteren Vorstellungsweise führen werden.“ Warum, muß man

sich da fragen, machen aber jene Physiker solche vor-eilige Annahmen, wenn sie ihrer Sache so wenig sicher sind.

Erhabener und größer erleben wir dagegen das Schaffen unserer großen Naturforscher. Kopernikus lenkte sein Auge beobachtend und forschend zum Himmel. Er wandte seine Aufmerksamkeit den wenigen Sternen am Himmel zu, die zwar wie die vielen Fixsterne täglich im Osten aufgehen und im Westen unter dem Horizont verschwinden, die aber während des täglichen Umlaufs dieses Himmelsrades gewissermaßen von einer Speiche zur anderen rückwärts klettern, dann nach einer gewissen Zeit in ihrer Rückwärtsbewegung Halt machen und vorübergehend von Speiche zu Speiche nach vornen klettern: die Wandelsterne oder Planeten. Wir wissen, wie unglücklich Kopernikus war, da er die Unzulänglichkeit der bestehenden Epizykloidentheorie erkannte, die immer weniger den Beobachtungen entsprach. Die Riesenarbeit eines Menschenlebens setzte er daran, um den Nachweis zu liefern, daß die Erde nicht der Mittelpunkt der jährlichen Bewegung der Sonne und der Planeten und nicht der täglichen Bewegung der Sonne und sämtlicher Sterne ist. Als Kopernikus sein Werk zur Veröffentlichung freigab, da konnte er von sich behaupten, nicht nur neun, sondern viermal neun Jahre mit der Herausgabe gezögert zu haben. Offenkundiger kann der Gegensatz zwischen dem Schaffen unserer großen Naturforscher und dem der jüdischen und jüdisch-influierten Physiker nicht herausgestellt werden. Kopernikus war sich wohl bewußt, daß er nur gesicherte Erkenntnisse veröffentlichen durfte, jene aber tragen Verwirrung in das Volk, in dem sie Ungesichertes in die Öffentlichkeit bringen. Bei seiner Arbeit und schließlich Erkenntnis war Kopernikus erfüllt von dem gläubigen Gefühl unerschütterlicher Gewißheit, daß ein frei im Raum sich bewegender Körper seine Kreisbewegung nicht durch die Stillständigkeit unterbrechen, durch Rückläufigkeit in Schleifen verändern könne. Nur die felsenfeste Überzeugung, daß die Natur nicht so verwickelt ist, und seine hingebungsvolle Treue zur Natur führte ihn zu seiner Naturerkenntnis, an deren Wahrheitsgehalt später schließlich die alte dogmatische Weltanschauung zerbrechen sollte, ohne daß er selbst schon den inneren Seinsgrund, weshalb sich Erde und Planeten je in ihren Umlaufzeiten um die Sonne bewegen, angeben konnte und erst nur den Erkenntnisgrund, warum wir die Sache so anschauen müssen, aufwies. Das erstere blieb Newton vorbehalten.

Es tritt klar zu Tage, daß die seelische Grundhaltung unserer Art, der Glaube an die Einfachheit der Natur, die opfervolle Hingabe an die Natur und die Treue ihr gegenüber, Naturerkenntnis in unserem Sinne erst möglich gemacht hat. Damit wird auch offenbar, daß die schöpferische Naturerkenntnis nicht von ihrem Schöpfer gelöst und dann als formale „reine“ Erkenntnismethode von den Artfremden nachgeahmt werden kann. Gehandhabt werden kann von allen allerdings die aus unserer Naturerkenntnis gewordene Technik. Schöpferische Naturerkenntnis aber ist, wie die Geschichte lehrt, gebunden an unsere Art.

Die Gegner des Kopernikus und damit die Feinde der Unendlichkeitsidee hielten es für undenkbar und un-

vorstellbar, daß ein Beobachter des Fixsternhimmels, der mit der Erde im Laufe eines halben Jahres seine Stellung um den ganzen Erdbahndurchmesser verändert hat, beispielsweise die Anordnung von Fixsternen zum Sternbild des Großen Wagens immer unter den gleichen Schwiukeln sieht, ohne daß er eine Verschiebung gegeneinander beobachtet. Hier setzte der deutschstämmige Jordanus Brunus<sup>2</sup> ein und erweiterte das Fixsterngewölbe zu einem in Raum und Zeit unendlichen Weltall, indem er darauf hinwies, daß die Standortänderungen des Beobachters bei der jährlichen Bewegung der Erde verschwindend klein sind in bezug auf die unermessliche Entfernung der Fixsterne. Was nach den späteren großen Entdeckungen der Astronomie sich von selber als Folgerung aufdrängte, das erfaßte Brunus mit ahnendem Geist aus den ersten Anfängen der germanischen Astronomie. In seinen Dialogen „De L'Infinito“ machte er schon darauf aufmerksam, daß in unserem Sonnensystem nicht nur die uns bekannten Planeten die Sonne umkreisen. „Andere sind allzu fern oder zu klein, oder sie haben keinen Wasserpiegel, darum kennen wir sie noch nicht.“ Der Glaube an die Unermesslichkeit des Weltraumes führte Brunus auch dazu, an die unermessliche Zahl der Fixsterne zu glauben, obwohl er damals ohne Fernrohr auf der nördlichen Halbkugel kaum 2500 Sterne hatte zählen können. Herschel hat dann später mit seinem Reflektor zum ersten Male das unermessliche Sternenheer der Milchstraße beobachtet und erkannt, daß die Milchstraße aus über 20 Millionen Sonnen zusammengefügt ist. 200 Jahre später revidierte also unsere Astronomie das Urteil des obersten Inquisitionsgerichtes und machte vor der Kulturgeschichte den Kläger von damals zum Angeklagten von heute. Unbegrenzt wie Raum und Zeit ist das All, „in dem wie Gras der Nacht Myriaden, Welten keimen“, sind die Worte Herschels, die dem Glauben an die Unermesslichkeit des Weltraumes seine wissenschaftliche Festigung gaben. Für Brunus waren die Fixsterne selbst wieder Sonnen, die aus denselben Stoffen zusammengesetzt sind, wie unsere Erde. Seine ganze Gedankenwelt ist in dem Einleitungsschreiben an den Herrn v. Mauvissière zu den Dialogen „De L'Infinito“ zusammengefaßt: „Gott gebührt das größte Abbild . . ., die unendliche Darstellung des unendlich Dargestellten, ein Schauspiel angemessen der Herrlichkeit und Erhabenheit, die nimmer ergriffen, erfaßt und verstanden werden kann. So nur rühmen die Himmel des Ewigen Ehre . . . Nicht auf einem, auf unzähligen Thronen strahlt Seine Majestät, nicht auf einer Erde, einer Welt auf zehnmal hunderttausenden, auf unzähligen.“ In dem unerschütterlichen Gefühl der Gewißheit konnte Brunus bei der Urteilsverkündung seinen Richtern die weltgeschichtlichen Worte entgegen-

rufen: „Es verursacht euch vielleicht größere Furcht, das Urteil auszusprechen, als mir, es zu empfangen.“ Für unsere Naturanschauung bestieg er am Donnerstag, dem 17. Februar 1600, auf dem Campo di Fiore, gegenüber dem Theater des Pompejus, den Scheiterhaufen. „Alle seine Kezereien verblästen in den Augen der Kirche vor der erzketzrischen Verkündung der unendlichen Zahl der Welten. Denn vor dem Gesichtspunkt der kosmischen Unendlichkeit zerfließen die einträglichen Vorstellungsgebilde von räumlich fixierten Himmel, Hölle und Heggfeuer zu weifenlosen Schemen und ziehen den Stuhl Petri mit sich in den Abgrund zukunftsloser Vergangenheit“, schreibt der Brunus-Biograph Dr. Brunnhofer in seinem Buch „Giordano Brunos Weltanschauung und Verhängnis“.

Die Anschauung, zu der sich Kopernikus und Brunus durchgerungen hatte, wurzelte allein in dem ihrer Art eigenen gläubigen und durch die Beobachtung gefestigten Naturgefühl. Die Arbeit der nachfolgenden Physiker sicherte diese Naturanschauung durch Experiment und Gesetz. So erhielt die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne, die von den Gegnern der germanischen Naturanschauung heftig bekämpft, von Brunus leidenschaftlich vertreten wurde, ihre tiefgreifende Bestätigung durch die Entdeckung der Aberration der Fixsterne. Wenn sich die Erde in der Sekunde um 30 km in ihrer Bahn um die Sonne bewegt, so bewegt sich auf ihr in gleicher Geschwindigkeit auch das nach dem Fixstern gerichtete Fernrohr. Dieses muß, da es nicht stillsteht, gegen die Gestirne so gerichtet werden, daß das Sternenlicht frei und gerade durchgehen kann, ohne an die Wände zu stoßen. Das Verhältnis der Strecke, die die Erde in der Sekunde zurücklegt zu der Strecke, welche das Licht in derselben Zeiteinheit zurücklegt, ist als abstrakte Zahl die Tangente des Winkels, den der scheinbare Strahl mit dem wahren bildet. Der dazugehörige Winkel ist 20,25 Bogensekunden. Genau dieselbe Größe hatte aber der ausgezeichnete Astronom Bradley seit 1725 ganz unbefangen bei Gelegenheiten von eigentlich auf einen ganz anderen Punkt zielenden Ermittlungen unmittelbar beobachtet, und zwar als für jeden Fixstern in gleicher Weise geltend. Also eine ganz wunderbare Bestätigung, sowohl für die Geschwindigkeit des Lichts, wie für die jährliche Bewegung der Erde und ihre Geschwindigkeit. Neue physikalische Erkenntnismethoden, wie die Spektroskopie und Photographie, haben weiteres Beweismaterial geliefert. Wenn ein Schiff den Wellen entgegensteuert, wird die Zahl der in gleichen Zeiten auftreffenden Wellen gegenüber jener beim Stillstehen erhöht; fährt es in Richtung der Wellen, dann geht es den Wellen durch und wird in gleichen Zeiten von weniger Wellen getroffen. Dieses „Dopplersche Prinzip“ gilt auch für die Luftwellen und Ätherwellen. Jede Spektrallinie entspricht einer bestimmten Schwingungszahl der Lichtwellen. Infolge der Bewegung der Erde und der Fixsterne beobachtet man eine Verschiebung der dunklen Linien nach dem Violett, also gegen die Spektrallinien höherer Schwingungszahl, wenn die Entfernung zwischen uns und den Fixsternen verringert, eine Verschiebung nach dem Rot, nach den Spektrallinien niedrigerer Schwingungszahl, wenn die Entfernung größer wird. Welche

<sup>2</sup> Wegen der Abstammung Jordanus Brunus siehe

1. Gesammelte Werke, übersetzt von Ludwig Kuhlenbeck, Bd. I, S. 3; Bd. VI, Erläuterungen 119 und 122 zu den Venetianischen Inquisitionsakten.

2. Dr. Walther Kauschenberger, Dir. d. Senkenbergischen Bibliothek in Frankfurt a. M.: „Das philosophische Genie und seine Rassenabstammung.“ S. 6.

3. Otto Zauser: „Rasse und Philosophie.“ Sonderdruck aus der Zeitschrift „Die Botschaft“, 1931/1932.

<sup>3</sup> De Immenso, lib. I, cap. 3, De L'Infinito II, 52.

glänzende Rechtfertigung der Kopernikanischen Naturanschauung.

Die Ausmessung der Aberrationsellipse, die jeder Stern am Himmel als Folge der Bewegung der Erde um die Sonne beschreibt, gab dann auch die erste Möglichkeit in die Hand, direkte Entfernungsmessungen von Fixsternen auszuführen. Heute ist die Messgenauigkeit dieses Verfahrens so weit getrieben, daß es möglich ist, eine Kugel mit dem Halbmesser von 300 Lichtjahren um die Sonne als Mittelpunkt auszumessen. Andere Messmethoden haben es uns sogar ermöglicht, Entfernungen, wie die des Andromedanebels von 1 000 000 Lichtjahren, festzustellen.

Aber schon vor der Entdeckung der Aberration der Fixsterne erhielt die jährliche Bewegung der Erde eine tiefgreifende Bestätigung. Johannes Kepler hat die Beobachtung gemacht, daß das Quadrat der Umlaufszeit der Erde ( $365,25^2$ ) dividiert durch das Quadrat der Umlaufszeit z. B. des Jupiter ( $4332,60^2$ ) gleich  $0,00711$ , und der Würfel des mittleren Erdbahnhalmessers, also  $(148\ 650\ 000)^3$  dividiert durch den Würfel des Jupiterbahnhalmessers, also  $(773\ 000\ 000)^3$  gleichfalls  $0,00711$  beträgt, und daß überhaupt immer die Quadrate der Umlaufzeiten aller Planeten sich verhalten wie die Würfel ihrer mittleren Entfernungen. Kepler ist zu der Erkenntnis der bloßen Tatsächlichkeit dieses Verhältnisses nach 17 Jahren andauernden Rechnungsversuchen gekommen. Im übrigen wieder ein Beispiel für die Treue und Hingabe unserer großen Naturforscher an die Natur und für ihre Verantwortlichkeit der Öffentlichkeit gegenüber, nicht voreilig mit Ungesichertem hervorzutreten. Ein solch wunderbar einfaches Erfahrungsgesetz, wie das von Kepler erkannte, mußte aber dem innersten logisch-mathematischen Wesen der Planetenbahnen angehören. Nun gewann schon durch dieses dritte Keplersche Gesetz der Schluß eine neue ungeheure Wahrscheinlichkeit, daß die Erde, deren bezügliche Größenzahlen man in dieses Gesetz ebenso einsetzen konnte, wie die aller anderen Planeten, eben einer der die Sonne umkreisenden Planeten sein muß und keine Ausnahmestellung einnehmen kann.

Durch das Newtonsche Gravitationsgesetz erhielten dann die Ellipsenbahnen der Planeten ihren naturgesetzlichen und ursächlichen Seinsgrund, der die kopernikanische Naturanschauung und den tragenden Glauben an die Einfachheit der Natur zur Gewißheit erhob. Es ist auch hier wieder notwendig, darauf hinzuweisen, daß Newton 20 Jahre lang das Bild seines Gravitationsgesetzes mit sich herumtrug, obwohl es die Keplerschen Gesetze sehr einfach erklärte; aber er veröffentlichte es nicht, weil die Rechnung nicht mit der Beobachtung übereinstimmte. Erst nachdem durch neue, genauere Messungen des Erdumfangs die Newtonsche Rechnung mit der Beobachtung im Einklang war, gab er sein Werk: „*Philosophiae naturalis principia mathematica*“ 1686 heraus. Es kam ihm nicht auf formale Erklärungsweise an, sondern er wollte nur die Wirklichkeit und die Wahrheit in der Natur ergründen. „*Hypothesis non fingo.*“

Durch die Erkenntnis der täglichen Drehung der Erde um ihre eigene Achse wurde die Idee von der Unermesslichkeit des Weltenraumes geboren. Die Erde rückte aus dem Mittelpunkt jenes endlichen Himmelsgewölbes, das sich um sie täglich drehen sollte. Jetzt

drehte sich die verhältnismäßig kleine Erde täglich um ihre eigene Achse von Westen nach Osten, die tägliche Drehung des Himmelsgewölbes von Osten nach Westen ist nur scheinbar. Jetzt war die Vorstellung von der Unermesslichkeit des Weltenraumes nicht mehr gekettet durch die Schwierigkeit, sich diesen Weltenraum in täglicher Umdrehung um die kleine Erde vorzustellen. Die tägliche Umdrehung der Erde um ihre eigene Achse hat nun viele irdische Wirkungen zur Folge, wie die Ostabweichung der von größeren Höhen herabfallenden Körpern, die Abplattung der Erde an den Polen, die Abnahme der Schwere von Pol zum Äquator, die am Äquator mit ihrer ganzen Größe der Schwerkraft entgegengewirkt, ferner die Ablenkung der Passatwinde und die Tatsache, daß die Erde sich unter einem langen Pendel hinwegdreht, während das Pendel seine Schwingungsebene beibehält. All diese nachträglich beobachteten Wirkungen haben die kopernikanische Naturanschauung voll bestätigt und die Annahme der Drehung des Himmelsgewölbes in 24 Stunden als völlig wirklichkeitsfern erscheinen lassen, da ja dann der nächste Fixstern sich beispielsweise mit einer Geschwindigkeit, die gleich der 1000fachen Lichtgeschwindigkeit ist, bewegen müßte, wozu aber nicht vorstellbare Kräfte notwendig wären. Diese letzte Erwägung ist aber auch der Nerv des Erkenntnisgrundes, der Kopernikus aus dem Glauben an die Einfachheit der Natur heraus veranlaßte, an die tägliche Drehung der Erde um ihre Achse mit felsenfester Sicherheit zu glauben.

Durch Beobachtung und Berechnung der Bahnen von Doppelsternen hat man dann später erkannt, daß Newtons Weltgesetz für die entlegensten Regionen des Fixsternhimmels gilt. Herschel hat auch den Punkt des Himmels ermittelt, gegen den sich unsere Sonne selbst mit all ihren Trabanten bewegt. Da aber zur Beobachtung dieser Bewegung große Zeiträume notwendig sind, hat man die gewaltige Arbeit auf sich genommen, auf photographischem Wege eine Himmelskarte herzustellen, die alle Sterne bis hinab zur vierzehnten Größe enthalten soll. Dazu sind mehr als 20 000 Aufnahmen notwendig, die von zahlreichen Sternwarten hergestellt werden. Spätere Generationen haben dann die Möglichkeit, die im Weltenraum vor sich gehenden periodischen Bewegungen, sowie die Bahn der Sonne zu ermitteln, die uns Menschen mit unseren Planeten durch den unendlichen Raum nach unbekanntem Fernen mit sich reißt.

So war schon durch diese Erfolge der Physik die Naturanschauung von der Unermesslichkeit des Weltenraumes fest gesicherte Erkenntnis und damit jede räumliche Scheidewand sinnlos geworden. Durch die Entdeckung der Spektralanalyse um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Kirchhoff und Bunsen wurde dann noch die Einheit und Einfachheit des stofflichen Aufbaus aller Himmelskörper erwiesen. Wo im Weltenraum die Materie unter hohen Temperaturen oder elektrischen Ladungen sich befindet, können wir ihre Natur mit Hilfe des Spektralapparates erforschen. So zeigen z. B. die dunklen Linien, die Fraunhoferschen Linien, im Sonnenspektrum, daß über der leuchtenden Sonnenoberfläche kältere Dämpfe von Stoffen, aus denen sich die Sonne zusammensetzt,

lagern, die gerade das Licht verschlucken, das sie selbst auszusenden vermögen. Die Analyse, der wir das Meer der Fixsterne mit Hilfe des Lichtes unterzogen, bestätigte die aus seinem Naturgefühl geborene Anschauung Brunus, daß die Himmelskörper aus feinen anderen Stoffen zusammengesetzt sind, als unsere Erde auch.

Damit hatte die Physik die Erde räumlich und stofflich als einen Teil des unendlichen Weltraumes erkannt. Nicht, daß wir jetzt mehr wissen, ist der Erfolg unserer Naturforschung. Wir haben uns befreit, unser Inneres wieder gefunden. Innenwelt und Außenwelt sind wieder in harmonischem Zusammenklang und geben uns die Sicherheit und das Vertrauen zu unserem Handeln. Die Natur ist wieder unsere Lehrmeisterin geworden, nicht das vom Verstand konstruierte Lehrgebäude. Die Geschichte unserer Naturforschung hat uns gezeigt, daß die Natur, die uns in ihrer unendlichen und unübersichtbaren Mannigfaltigkeit gegenübertritt, bereit ist, sich uns zu offenbaren und uns Antwort zu geben, wenn wir nur die richtige Frage an sie stellen. Daß wir die angeborene Fähigkeit haben, die richtige Frage an sie zu richten, ist erwiesen durch die geschichtliche Tatsache, daß es Männer und nur Männer unserer Art waren, die den Menschen die Naturerkenntnis schenkten, aus der gleichzeitig die heilige Ehrfurcht vor dem Unbegreiflichen und Unerforschlichen wächst, weil sie die Grenzen der Erkenntnis aufweist, aus der aber auch eine Technik geworden ist, die gestaltend im praktischen Leben wirkt. Die Geschichte der Naturerkenntnis ist das klassische Beispiel dafür, wie die vorwärtstreibende, leidenschaftliche Kraft und Gewalt unserer Seele Hand in Hand mit dem zügelnden, richtunggebenden natur- und lebensgebundenen Denken unsere Erkenntnis so gestaltet hat, daß vor der Wahrheit Gehalt bestehende andere Naturauffassungen ihre Sicherheit verloren und schließlich zusammenbrachen, und daß allein aus ihr sich eine Technik entwickelte, die selbst auf die entferntesten Völker und Rassen ihre Wirkung nicht verfehlte.

Die Naturwissenschaften haben uns die ideellen und materiellen Waffen zur Behauptung unseres Daseins an die Hand gegeben. Sie sind das aktivste Kampfmittel im Ringen unseres Volkes gegen die Artfremden, die den Himmel zerstören wollen, den uns unsere großen Naturforscher zur Anschauung gebracht haben. Darum müssen sie auch ideell und materiell zu dieser völkischen Aufgabe bewußt aktiviert werden. Lenard hat die Bedeutung dieser Aufgabe in die Worte gefaßt: „Naturerkenntnis von heute ist Technik von morgen und ist Kriegsentscheid von übermorgen.“ Versäumen wir das Heute nicht! Seien wir achtsam auf die Angriffe, die von den gegnerischen Seiten gegen unsere Naturanschauung immer und immer wieder geführt werden, indem sie Zweifel hereintragen und damit lähmen! Schaffen wir vor allem aber die Voraussetzungen für Naturerkenntnis! Legen wir die Elementarkräfte unserer Seele frei, erziehen wir den Menschen dazu, daß er handelt, wie ihm das Herz befiehlt, und schulen wir den Verstand als scharfe Waffe, um unserem Willen den Sieg zu sichern! Denn alles Schaffen kann nur in dem Urquell unserer Seele seinen Ursprung haben. Der Verstand aber hat nicht die

Aufgabe zu hemmen, sondern den Weg zu ebnen. Voraussetzung aller neuen Erkenntnis ist das Erlebnis, Voraussetzung aller neuen Naturerkenntnis das Naturerlebnis. Das zeigt uns die Geschichte.

Ich weiß, daß ich nur die physikalische Seite des Werdens unserer Naturanschauung aufgehellte habe. Das geschah nicht deswegen, weil ich der Beschäftigung mit der stofflichen Welt ein Übergewicht geben wollte über die Biologie. Materie und Leben machen die Ganzheit Natur aus und damit Physik und Biologie die ganzheitliche Beschäftigung mit ihr. Mein scheinbares Unterlassen ist kein Leugnen; im Gegenteil, ich wollte die Darstellung dieses Teiles des Werdens unserer Naturanschauung einem Fachmann auf diesem Gebiet überlassen. Insofern ich aber immer und immer wieder die Artgebundenheit unserer Schau des Himmelsmechanismus und unseres physikalischen Schaffens im Gegensatz zu dem der Artfremden herausgestellt habe, ist ja deutlich geworden, daß ich den Menschen mit seinen Anlagen in seiner biologischen Gebundenheit nicht übersehe.

Das Verhältnis zur Natur in ihrer Ganzheit ist bestimmt vom Menschen aus, von seiner inneren, ihm eigenen Sehkraft, sie anzuschauen, nicht von rationalen, vom Verstand konstruierten, mechanistischen Regeln. Auf Grund seiner Anlagen, seines Seelentums und seines Lebensgefühls, hat der Mensch unserer Art sich eingegliedert in die Ganzheit Natur, physikalisch und biologisch. Er hat sich nicht außerhalb der Natur gestellt, um verächtlich auf sie herabzuschauen und um in der Überwindung der Natur die Erlösung zu sehen; er hat sich aber auch nicht der Natur untergeordnet, indem er die Natur vergötzt. Das sei jenen eindeutig gesagt, die uns Vergötzung des Blutes vorwerfen.

Wir folgen nur dem Gesetz in unserer Brust, nach dem unsere Ahnen angetreten sind. Wir stehen naturgebunden im Glied, um in der Natur und mit ihr zu wirken, nicht über ihr und gegen sie und nicht unter ihr. Wir haben keine Götzen. Wir haben Ehrfurcht vor dem Unbegreiflichen, das in uns lebt, und das wir in heiliger Scheu nicht mit einem Begriff zu fassen wagen. Wir erleben unsere heilige Stunde, wenn wir in unserem Schauen uns fähig fühlen, der Natur „den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang, nachzudenken“.

Wir erleben unsere heilige Stunde, wenn wir unseren Kopf in unserer Mutter Schoß legen, der uns gebat, wenn uns die Sehnsucht nach dem Kinde Erfüllung wird,

Wir erleben unsere heilige Stunde, wenn unsere Seele in heißer Erregung mitschwingt im Anblick der Werke der Größten unserer Ahnen und wenn unsere Hände sich wie von selbst zu neuer Schöpfung formen.

Wir erleben unsere heilige Stunde, wenn wir schweigend aufrecht stehen vor den Millionen Gräbern von Menschen unserer Art, die die heilige Leidenschaft für unseren Glauben zu den höchsten Opfern hinriß, und unsere heiligste Stunde wird die sein, wenn wir alle für unseren Glauben zum Entscheidungskampf antreten.

<sup>4</sup> Siehe auch meinen Aufsatz: „Mathematik und Naturwissenschaften als Lebensäußerung des nordischen Menschen.“ „Die badische Schule“, Folge 5, 1936.

# Musik und Feier.

Die Musikwerke für die Feierstunden bei der Gautagung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes,  
Gau Baden, 1937.

Wenn die Kultur als höchste Gemeinschaftsleistung anzusprechen ist und diese Gemeinschaftsleistung aber nur dank der Existenz größerer gemeinschaftlicher Gebilde entstehen konnte, dann ist mithin die Kultur unzertrennlich verbunden mit jenen ewig schöpferischen Kräften, die die menschliche Gemeinschaft bilden, die sie erhalten und die ihr den Flug ihres höheren Geistes schenken... Durch nichts beuge ich aber dem Auseinanderfallen der Elemente einer menschlichen Gemeinschaft mehr vor als durch die sichtbare Demonstration der höchsten und unsterblichen Leistungen dieser Gemeinschaft.

Der Führer auf dem Reichsparteitag 1936.

## I.

**B**u der neuen Lebensordnung des deutschen Volkes, die sich in unseren Jahren des schaffenden Nationalsozialismus gestaltet, gehört auch der mit einer gewaltigen Spannkraft sich vollziehende Kampf, über der Mechanik und der Gleichförmigkeit des Werktages das höhere Gesetz unseres volkheitlichen Daseins aufzurichten. Die gesamte Kulturarbeit ist letztlich nach dem Ziel ausgerichtet, die Menschen aus der Vereinzeltheit ihres alltäglichen Lebens in den unendlichen Kreis der großen und sinntragenden Zusammenhänge zu führen. Wir wissen, daß der Führer selbst der Mann in Deutschland ist, der an den Feiertagen der Nation immer wieder das zum Ganzen führende Wort spricht. Sein Ruf zur Einheit ist immer wieder der Ruf, über dem Schicksalhaften das Große und Zeitlose zu erkennen und in das Lebensbewußtsein aufzunehmen. Das ist der tiefste, lebensbedingte Sinn, der im heutigen Deutschland der Feier zugrundeliegt; hier ist die Stelle, von der die seelische Ausrichtung des Einzelnen auf ein gewaltiges und verpflichtendes Ganzes ausgehen soll.

Diese Ziele einer neuerstehenden Lebensordnung stehen hinter der großen NSLB-Tagung unseres Gau'es; sie sind auch gestaltbestimmend geworden für deren große Feiern, in denen der Musik eine bedeutsame Aufgabe gestellt wird. Feier unterscheidet sich vom Konzert in der Art, wie sich Musizierende und Hörende zueinander verhalten. Im Gegensatz zum Konzert, wo nur die Leistung auf dem Podium wesentlich ist, erfüllt sich der eigentliche Sinn der Feier nur dann, wenn in allen denen, die Anteil an ihr haben, eine Einheit des Wissens um ihren geistigen Gehalt geschaffen ist. Diese Einheit ist begründet in dem Gesamtrahmen der

festlichen Tagung; in ihm muß auch der Sinn der hierbei erklingenden Musikwerke verstanden werden: für die Eröffnungsfeier ist die Neunte Sinfonie von Beethoven und für die Morgenfeier das sinfonische Werk „Seldische Feier“ von Franz Philipp bestimmt worden.

Beide Werke haben ihren schöpferischen Ansatzpunkt in der Begegnung des Musikers mit dem Dichter, in dessen Dichtung die Stimme der Zeit aufklingt. Beethoven gestaltet die „Ode an die Freude“ von Schiller zur mächtigen Chorfeier; Franz Philipp weitet die Dichtung Gerhard Schumanns zum sinfonischen Feier-Kunstwerk. Beethovens Sinfonie bedeutet den unvergänglichen Höhepunkt und Abschluß seines sinfonischen Werkes und ist nach Idee und Gestalt eine der höchsten Leistungen der an schöpferischen Taten wahrlich reichen deutschen Klassik. Das Werk von Franz Philipp und Gerhard Schumann steht am Anfang einer neuen Epoche künstlerischen Schaffens. Seine Formung steht jugendlich neben der Vollendung Beethovens und Schillers; aber der Wille zu einer neuen, gläubigen Gestalt des menschlichen Daseins lebt in diesem jungen Werke ebenso mächtig wie in dem klassischen.

Erblicken wir hierin ein Sinnbild:

Die Vergangenheit gab uns Zeitigen einen unvergänglich großen und werterfüllten Lebensbesitz, dessen Wahrung uns eine verpflichtende kulturelle Aufgabe ist. Es gehört mit zur Lösung dieser Aufgabe, wenn wir die Chorsinfonie Beethovens in die festlichen Stunden der Gautagung einfügen. Von der Verpflichtung zu einem Jungen, Kommenden soll die Morgenfeier zeugen. Unsere Zeit glaubt daran, daß die schöpferische Kraft zum werterfüllten und wesensfüllenden Kunstwerk in unserm Volk lebendig geblieben ist, und daß es an unsern großen völkisch-ständischen Gemeinschaften liegt, in ihrer Lebensordnung dieser jungen deutschen Kunst, die auch einmal die Höhe klassischer Vollendung erreichen soll, einen tragenden Grund zu schaffen.

So sollen das große Erbe und das junge Schaffen unserer Zeit in den Feierstunden lebendig werden und der großen FeiERGemeinschaft als Werke deutschen Geistes entgegenreten, die nach dem Wort des Führers „der erhabenste Ausdruck der Überhöhung sind, die der Mensch auf dieser Welt den andern Lebewesen gegenüber gefunden hat“.

## Ludwig van Beethoven: Neunte Sinfonie mit Schlußchor über Schillers „Ode an die Freude“. Werk 125.

Beethoven war einer jener großen deutschen Künstler, der über dem durch Begabung und Neigung zugewiesenen Schaffensbereich niemals die Bindung an die geistigen Leistungen seiner Zeit verlor. In einer Reihe von Dokumenten ist bezeugt, daß er die große Dichtung und die Philosophie seiner Zeit durch eigenes Studium kannte. Er war nicht der Künstler, der sich vor der Welt in eine erträumte Innenwelt verschloß, sondern er — der Ertaubte — verschloß sich nur vor der Aufdringlichkeit des Kunstbetriebes seiner Tage, um mit um so höherer Wachheit die Stimme seiner Zeit zu hören.

Als junger Musiker lernte Beethoven 1786 in der Zeitschrift „Thalia“ die „Ode an die Freude“ von Friedrich Schiller kennen und plante von dieser Zeit an die Vertonung. Im Jahre 1824 war die Sinfonie über diese Dichtung vollendet. In den nahezu vierzig Jahren, in denen allmählich in der Stille seines Planens und Schaffens diese Sinfonie heranreifte, vollzogen sich in Europa ungeheure Schicksale: Die französische Revolution hatte die Autorität des Königtums niedergedrückt, Napoleon hatte die ganze abendländische Welt in Waffenlärm versetzt, hatte in einem unerhörten Schwung die politische Macht über dieses Europa erobert und mußte 1814/15 den völligen Zusammenbruch dieses Machtgebildes erleiden. In eben diesen Jahren größter politischer und kriegerischer Erregung vollendet sich die Dichtung Schillers und Goethes, prägt der Klassizismus den Charakter der bildenden Kunst.

So entstand die Neunte Sinfonie mit der Entwicklung einer ganzen Epoche. In ihr schwingt das Erlebnis einer Zeit, in der uralte Formen menschlichen Gemeinschaftslebens ihren Sinn und Wert verlieren und den Menschen vom Schicksal aufgegeben wird, entweder eine neue Welt zu finden oder die alte mit neuem Sinn zu erfüllen. Schiller und Beethoven wußten um diese Aufgabe. So wird die Neunte Sinfonie gleichsam ein Ruf in die Zeit, aus der von der „Mode“ geschaffenen Zersplitterung herauszukommen und eine neue, einheitschaffende Lebensordnung zu finden. Der tragischen Vereinzelung soll das höhere Gesetz des Daseins, die „Freude“ an allem göttlich Gewordenen und Geschaffenen entgegenstehen.

Das Chorfinale auf die Dichtung Schillers stand von Anfang als Kern des Gesamtwerkes der Neunten Sinfonie fest. Beethoven plante zuerst eine „Ouvertüre“, die das Lied der Freude vorbereiten sollte; aus dieser wurden dann die drei ersten Sätze der Sinfonie. Die Richtung auf das, was der Künstler sagen will, ist durch eine Briefstelle Beethovens gewiesen: „Allmählich entsteht die Fähigkeit, gerade nur das, was wir fühlen und wollen, darzustellen, ein dem edlen Menschen sehr wesentliches Bedürfnis.“ Von diesem Streben aus, kommt man der Gestaltungsabsicht dieser Sinfoniesätze näher: der Künstler will den Menschen, der seine Musik hört, durch die Welten menschlichen Fühlens führen bis zu dem Augenblick, wo die innere Handlung in dem Chorfinale ihren feierlichen Abschluß erhält.

(Erstes Thema)

*Allegro*



(Zweites Thema)



(Scherzo)

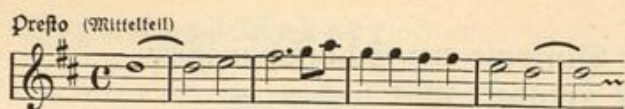
*Molto vivace*



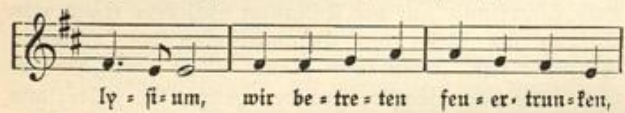
Der erste Satz führt in die Welt der kämpferisch gespannten Gegensätze. Wie aus einem „unheimlich bergenden Schleier“ tritt das Hauptthema zu Anfang aus dem Tremolo der Streicher mit seinem scharfen Rhythmus und dem ungemein großen Umfang seines Tonraumes als mächtiges Unisono des ganzen Orchesters hervor. Richard Wagner nennt in seiner Deutung der Neunten Sinfonie den Ablauf des Satzes einen „im großartigsten Sinne aufgefaßten Kampf der nach Freude ringenden Seele gegen den Druck jener feindlichen Gewalt, der sich zwischen uns und das Glück der Erde stellt“. Die inhaltliche Grundabsicht, die natürlich niemals die musikalische Illustration eines körperlichen Kampfes anstrebt, ist hörbar in der Erfindung und Durchführung der Themen und in der Gegenüberstellung der verschiedenen Instrumentengruppen.

Der zweite Satz führt in die Welt des Leichten, in den Bezirk der rasch dahinrauschenden, welthaften Freude. In der frühklassischen Sinfonie war an der Stelle dieses heiteren Satzes eine freundliche Tanzmusik, das Menuett, gestanden.

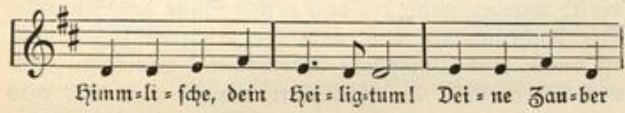




Freunde, schöner Götterfunken, Tochter aus E-



ly = si = um, wir be = tre = ten feu = er = trun = ken,



Himm = li = sche, dein Hei = lig = tum! Dei = ne Zau = ber



bin = den wie = der, was die Mo = de



strenge = teilt; al = le Men = schen wer = den



Brü = der, wo dein sanft = ter Flü = gel weilt.

Wem der große Wurf gelungen,  
Eines Freundes Freund zu sein,  
Wer ein holdes Weib errungen,  
Mische seinen Jubel ein!  
Ja — wer auch nur eine Seele  
Sein nennt auf dem Erdenrund!  
Und wer's nie gekommt, der stehle  
Weinend sich aus diesem Bund.

Freude trinken alle Wesen  
An den Brüsten der Natur;  
Alle Guten, alle Bösen  
folgen ihrer Rosenspur.  
Küsse gab sie uns und Reben,  
Einen Freund, geprüft im Tod;  
Wollust ward dem Wurm gegeben,  
Und der Cherub steht vor Gott.

In seinen Sinfonien und Sonaten nennt Beethoven diesen Satz „Scherzo“ und will damit bekunden, daß er hier keine Tanzmusik, sondern im allgemeiner gültigen Bereich eine Musik des Zeitern erfinden will. Von der alten, strengen Gliederung des Menuetts ist nur noch der dreiteilige Rahmen geblieben: das erste Scherzo-Thema im Dreier-Takt beherrscht auch den Abschluß des Sazes. Den Mittelteil bestimmt eine volksliedhafte Melodie im Vierer-Takt.

Aus dieser Welt des Zeitern und der fortreisenden Bewegtheit führt der dritte Satz in die Stille und Weltferne. Diese Musik stellt sich dar als ein instrumentales Lied, das immer — variiert — in einem Instrument aufklingt und von den andern Instrumenten umspielt und begleitet wird.

Der Aufbau des vierten Sazes ergibt sich aus ganz andern Voraussetzungen als bei den vorangehenden Sätzen. Dort herrscht eine Formung nach den allgemein gültigen Begriffen wie Sonatensatzform im ersten Satz, große dreiteilige Form im zweiten, Liedform und Variation im dritten Satz; hier dagegen formt Beethoven aus der Vorstellung eines symbolerfüllten, feierlichen Geschehens. Die besondere Einstellung ist schon in dem instrumentalen Vorspiel erkennbar: dem Tutti des Orchesters treten Rezitative der tiefen Streichinstrumente antwortend gegenüber. Die Themen der vorhergehenden Sinfonie tauchen wie kurze Visionen der vorübergegangenen Welten des Gefühls nochmals auf und werden gleichsam von den dagegenklingenden Stimmen der tiefen Streichinstrumente wieder hinwegbeschworen. Und nun klingt in eben diesen tiefen Stimmen zum erstenmal die Melodie der Freude auf und durchzieht in einem großen Aufschwung alle Stimmbereiche des Orchesters. Die alte Kunst der Imitation, die als Erbe der Zeit Johann Sebastian Bachs an die Generation Beethovens gekommen war, erscheint hier — bei dem Vollender der musikalischen Klassik — in dem gleichnishafte Sinn, daß die Melodie der Freude die tiefen und hohen Bezirke des klingenden Lebens in einem großen Werdegang erfaßt.

Erst jetzt tritt die Menschenstimme und mit ihr das Wort des Dichters in den Gang des Werkes ein: Der einzelne Sänger — gleichsam der Sprecher — ruft zum Gesang an die Freude auf und stimmt die Melodie an, die von den übrigen Einzelsängern und dem großen Chor aufgenommen und weitergeführt wird. Man muß sich beim Hören dieses Chorfinals davon freimachen, in dem Sänger nur den Gesangs-„Artisten“ zu hören, der irgendeine Gesangspartie „absingt“. In Beethovens schöpferischer Vorstellung ist dieser Einzelsänger Glied und Mitträger eines großen, feierlichen Vorganges. Die ganze Art, wie Chor, Solisten und Instrumente ineinander wirken, zeugt davon, daß Beethovens Erfinden und Formen in der Vision einer kultischen Begehung wurzelt. Hierin kündet sich die Verwandtschaft zur schöpferischen Vorstellung Schillers, dessen Gedankenlyrik fast immer als ein Ansprechen einer feier-Gemeinde geformt ist. Die Chorfeier, die sich mit dem ersten Einsatz der Menschenstimme anspricht, baut sich nunmehr in zwei weiteren Abschnitten auf, die vom gedanklichen Gehalt der Dichtung bestimmt sind.

Flöten

Singstimme

8 froh, froh, wie sei-ne Son-nen

froh, wie seine Sonnen fliegen  
Durch des Himmels prächt'gen Plan,  
Laufet, Brüder, eure Bahn,  
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

Seid umschlungen, Millionen!  
Diesen Kuß der ganzen Welt!  
Brüder — überm Sternenzelt  
Muß ein lieber Vater wohnen.

Ihr stürzt nieder, Millionen?  
Ahnest du den Schöpfer, Welt?  
Such' ihn überm Sternenzelt!  
Über Sternen muß er wohnen.

freu-de, schö-ner Göt-ter-sun-ten,

Seid um-schlun-gen

Toch-ter aus E-ly-si-um,

Mil-li-o-nen!

Der zweite Abschnitt, der den Männerstimmen — Vorsänger und Chor — übertragen ist, wird mit seinem Marschrhythmus und seiner eigenartigen Instrumentation zu einer Musik des kriegerischen Aufschwungs. Zum Gesang tritt als Kontrapunkt in den Instrumenten die umgeformte Melodie der Freude, die schließlich vom ganzen Chor wieder aufgenommen wird.

Der dritte Abschnitt beschwört die Schau des Überweltlichen in die Chorfeier. In diesen Ruf zum Ewigen klingt wieder das Lied der Freude; aus der Verkopplung beider Themen entsteht so ein kontrapunktisches Gebilde, dessen tieferer Sinn in der Verkündigung liegt, daß die Freude, zu der die Chorfeier aufruft, nicht ein rauschhaftes Vorübergehen ist, sondern einem Ewigen verbunden ist.

Nun folgt der festliche Aufschwung des Abschlusses. Wieder taucht das Lied der Freude in neuer Variation auf, und damit klingt das Werk in hymnischer Größe aus.

Aus der Gedankenwelt und der schöpferischen Kraft der deutschen Klassik erstand so ein Werk, dessen junge Kraft und Sinnerfülltheit in unsere festliche Stunde einzufügen ist. Und wir heutigen stehen mit Bewunderung vor der Größe und Reife Beethovens, der dieses kunstvolle Chorfinale um eine einfache Liedmelodie formt, deren Art und Wesen ein Volkslied ist.

### III.

## Franz Philipp/Gerhard Schumann: „Heldische Feier“.

Es ist unser Wille, aus der Zerfahrenheit unserer kulturellen Einzelleistungen wieder den Weg zu finden zu jenem großen Stil einer sich gegenseitig ergänzenden und steigenden Gemeinschaftsarbeit.

Der Führer auf dem Reichsparteitag 1936.

Die Willensrichtung einer neuen deutschen Kunst, an deren einstige Vollendung wir glauben, ist darin gekennzeichnet, daß sie sich von ihrer artistischen Selbstgenügsamkeit löst, die sich in der Meinung ausspricht, als ob jeder Bereich künstlerischer Äußerung ein eigenes — teilweise nur vom Eingeweihten verstandenes — Leben führe, für das eine übergeordnete Sinneinheit als verpflichtende Aufgabe nicht mehr bestehe. Der heutige Auftrag an den schöpferischen Künstler ist nicht mehr allein in dessen persönlichem Dasein und Erleben bedingt, sondern geht aus von dem Lebenswillen einer Gemeinschaft. Der Lebensraum, den die neue Zeit um das künstlerische Schaffen gebaut hat, ist weit und groß genug, daß dieser Auftrag nicht irgendwelche Beschränkung der schaffenden Freiheit des Künstlers bedeuten kann. Es ist der Glaube der jungen Generation geworden, daß die

monumentale deutsche Musik der kommenden Zeit nicht in der Neutralität des Konzertsaals mit neuen Klang- und Harmonie-Effekten entstehe, sondern dort, wo eine vom Leben und vom Schicksal zusammengeführte, große Gemeinschaft als sinnbestimmende Autorität im Kunstwerk das höhere Gesetz ihres Daseins verkündet.

„Es ist daher die kulturelle Tätigkeit ein Element der moralischen Rechtfertigung der menschlichen Gesellschaftsordnung.“ (Der Führer.)

In diesem Sinne muß das Werk des Dichters Gerhard Schumann und des Musikers Franz Philipp verstanden werden. Hier ist das Kunstwerk Verkündigung des neuen Glaubens, daß der Wille und das höhere Gesetz unseres Daseins als Gemeinschaft aus dem Opfer jener erstanden ist, die im Kampf um das Reich ihr Leben gaben. Die Formung und die innere Handlung des Werkes wird somit eine Beschwörung der Vision, wie aus dem Zug der Toten der Marsch der Lebenden in eine kommende Welt wird. Von dieser Vision ist die Gestaltung der Morgenfeier bestimmt; sie beginnt mit dem Fahneneinmarsch, der von den „Weckrufen“ begleitet wird.

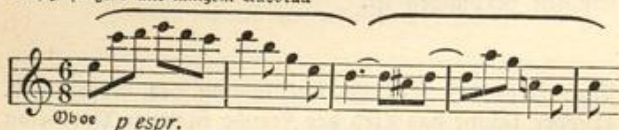
In gemessenem Schritt



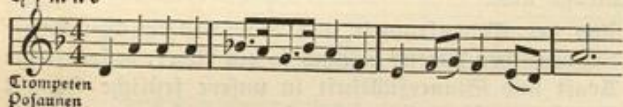
Wie Narren sind wir einsam angetreten.  
Grell schwirrte Hohn auf, gellte Schimpf und Scherz.  
Wir aber glaubten.



Ruhig, fließend mit innigem Ausdruck



Hymne



Uns liebt der Tod, weil wir das Leben lieben.  
Er liebt uns hart in seinem dunklen Jorn.

Mit ganzer Kraft ausladend



Wir aber sind von diesen stummen Toten  
Zu atemlosen, harten Werk entboten,  
Das sich in die Vollendung wachsen weis.

Dem Wort des Sprechers folgt der Satz „Bekennnis“, der das Vorspiel bildet zu dem krönenden Abschluß des feier-Vorganges. Die Gemeinschaft, in deren innerem Auftrag sich gleichsam das Ganze vollzogen hat, antwortet dem Ruf des Sprechers. Aus dem hörenden Anteilhaben an der feiermusik wird ein unmittelbar tätiges. Das Schlußlied „Ich schwöre dir, o Vaterland“ soll von allen denen, die zur feier gekommen sind, gesungen werden. Zu diesem Singen treten von der Höhe der fahnenempore noch gewaltig die Stimmen der Trompeten.

Es ist ein bedeutsamer Augenblick, in welchem symbolisch das Wollen einer großen Gemeinschaftsveranftaltung zu einem unmittelbaren Gemeinschaftsaus-

Aus dem Marschschritt der fahnenträger löst sich die Musik des ersten Stückes der sinfonischen feiermusik heraus: „Totenzug“. Unerbittlich dröhnt der Marschrhythmus; über ihm entfaltet sich die ganze Musik.

Nun greift der Sprecher in die Handlung ein und kündigt vom Willen der Lebenden, eine neue Welt zu bauen.

Aus seinem Wort löst sich die Musik des „Aufbruchs“, die wieder auf dem starren Rhythmus des Marsches sich fortträgt. In das gewaltige Aufspringen in den Stimmen des Orchesters fliegen die Rufe der Trompeten. Nach einem unerbittlichen Dahinstürmen tritt auf einmal eine stille Besinnlichkeit ein. Es ist vielleicht ein Wesenszug des Deutschen, daß er auch in bedrängendem Geschehen, wenn auch nur für eine kleine Weile, die Stille sucht. Und dieser Wesenszug hieß wohl den Musiker, den lyrischen Mittelteil in diese drängende Musik einzufügen.

Aus der wieder neu einsetzenden Musik des Aufbruchs löst sich eine abschließende Hymne.

Sprecher und Musik treten jetzt zusammen. Über dem Marschrhythmus des „Totenzuges“ im Orchester erhebt sich das aufrufende Wort des Sprechers. Hier ist im Ablauf der feier der Augenblick, wo das Heldentum der Toten dem neuen Lebenswillen der Jungen gegenübersteht. Diese symbolisch gemeinte Begegnung gibt der Musik den Aufschwung zu einem mächtigen Ausklang, in welchem die fanfarenrufe der Trompeten mit dem Deutschlandlied zusammenklingen.

In dem folgenden Instrumentalsatz — Weihe — erscheint zum erstenmal die Melodie des Schlußliedes. Sie bereitet den Ruf des Sprechers an die feiergemeinschaft vor.

druck wird. Zu seiner Vorbereitung und Erfüllung ist das Liedblatt für die Morgenfeier bestimmt, dessen künstlerische Gestaltung selbst wieder den Sinn im Vorgang der feier hat. So wie in dem Werk „Heldische feier“ der Werdegang vom Zug der Toten zum Marsch der Jungen in eine neue Zukunft sich vollzieht, so erfindet der Zeichner für die Gestalt des Liedblattes das Bild der Toten in der Tiefe und von ihnen ausgehend das Bild vom Marsch der Jungen. Über dem ganzen, vielgestaltigen Leben erhebt sich das Zeichen deutscher Einheit: der Adler des neuen Reiches, der dem deutschen Volk Sinnbild eines neuen Willens und Glaubens zum Leben geworden ist. Und dieser Glaube ist es auch, der unsern feiern die innere Größe und Weite geben soll.

Verichtigung: In den Notenbeispielen zur Neunten Sinfonie ist jeweils das  $\flat$  als Vorzeichen nachzutragen.

# Rufer für Deutschland.

Eine Betrachtung über die Dichtung der Lebenden.

**D**ichter sein, heißt Seher und Mahner sein. Dichter sein, heißt Rufer sein, Rufer in seinem Volk und für sein Volk. Dichter sein, heißt nicht unverstanden abseits stehen, sondern heißt mit heißem Herzen mitten im Volk stehen und ihm Führer sein.

Mit dieser wenigen Sätzen ist schon der tiefe Gegensatz unserer Auffassung von der Dichtung und der der Vergangenheit aufgerissen. Da war es eine Selbstverständlichkeit geworden, daß der Dichter in seinem eigenen Volk nicht verstanden wurde; es gehörte sogar zum guten Ton, und der Wert und die Achtung der Literaten vor einer Dichtung stieg mit dem Zunehmen der Verständnislosigkeit, mit der das Volk dieser Pseudodichtung gegenübertrat. Weil sie einsam waren, fühlten sie sich als Genies, ohne zu wissen, daß die Einsamkeit des Genies ganz andere Gründe hatte als die ihre. Man hatte sich in den jüdischen und judenhörigen Literatenkreisen angewöhnt, mit überheblicher Anmaßung auf das Volk herabzusehen, das für die Machwerke dieser gehässigen und volksfremden Reimschmiede keinerlei Verständnis aufbrachte, das auch nicht mehr zum Buch griff, weil es allem Gedruckten mißtrauisch gegenübertrat.

Wenn trotzdem die Bücher dieser Kaffeehausliteraten hohe Auflagen erreichten, so ist das allein der raffinierten Organisation ihrer Verleger zu danken, die durch Presse und durch die Ringverbindungen mit den jüdischen Verlagen der ganzen Welt ihres Geistes Kinder zu preisen und zu verkaufen verstanden.

Diejenigen aber, deren Ruhm und literarische Bedeutung in dieser Zeit nicht auf der ganzen Welt gefungen wurde, waren die Dichter, die einen heißen und verzweifelten Kampf nicht in erster Linie um ihre Existenz, sondern um ihr Volk kämpften. Damit aber allein bewiesen sie schon, daß sie ihres Volkes Dichter waren, denn der Dichter soll Kämpfer sein für sein Volk. So sagten wir zu Anfang. Nehmen wir aus dem ganzen Kreis nur einen heraus und lassen ihn sprechen: **Paul Ernst**, von dessen Ideen inzwischen so viele verwirklicht worden sind, sagt einmal: „Denn der Dichter, welcher zu seinem Volke gehört, sagt nichts, als was in seinem Volke, wenn auch schlummernd, lebendig ist.“

Im Werk des Dichters spiegelt sich also die Seele seines Volkes. Und wenn das der Fall ist, dann wird das sein, was wieder Paul Ernst einmal in einem Aufsatz über „Der Dichter und sein Volk“ ausgedrückt hat: „Die Menschen beginnen wieder den Dichter zu verstehen, sie beginnen zu verstehen, daß er Forderungen an sie stellt, die ihnen in den Zeiten des Niederganges unbequem waren; sie werden beginnen, diese

Forderungen zu erfüllen. Die sind aber nichts als Aufgaben, die ihnen gestellt sind, deren Erfüllung in ihnen vorbereitet ist.“

Wir brauchen in diesem Zusammenhang nur Namen wie **Blunck**, **Burte**, **Hans Grimm**, **Kolbenheyer**, **Schäfer**, **Emil Strauß** und **Ernst Jünger** neben vielen anderen zu nennen, und wir wissen genau, um welche Dichtung es sich hier für uns handelt. Ihr Werk stand im Gegensatz zu den Literaten- und Verlegergruppen der damaligen Zeit.

Und dann kam der große Augenblick, der diesen Männern die Grundlage für die Erfüllung ihrer Wünsche brachte: der Durchbruch des Nationalsozialismus und der Anbruch einer neuen Zeit. Das schon überall baufällig gewordene, von Fälschern und Betrügern erbaute Haus der deutschen Dichtung brach zusammen. Doch schon standen die neuen Arbeitsmannschaften bereit, mit junger, unermüdlicher Kraft ein neues Werk zu erstellen, das einst die Jahrhunderte überdauern wird. Mit dem Ausbruch einer neuen Zeit begann auch der Ausbruch der Dichtung. Und in den hellen Klang der Fanfaren, die ein deutsches Frührot ankündigten, stimmten des Volkes Dichter begeistert mit ein.

Wie früher der Barde, so stand jetzt wieder der Dichter mitten in seinem Volk und kündete ihm die Größe der Zeit, die Stunde des Aufbruchs, den Weg in die Zukunft. Und das Volk horchte auf diese Töne, denn das, was diese Männer sagten, war jedem Mann des Volkes aus dem Herzen gesprochen. Uns liegt heute eine Sammlung dieser Dichtung vor von **Herbert Böhme**, der selbst zu dieser Dichtergeneration gehört. Es sind die „Rufe in das Reich“. In dieser umfassenden Antologie neuer Lyrik hat Böhme die Dichtung von Langemarck bis zur Gegenwart gesammelt, und das Buch ist so ein mächtiges Zeitbild geworden. Im Vorwort aber spricht Herbert Böhme von dem anderen Charakter der Dichtung und des Dichters, indem er sagt: „Uns unterscheidet vom Lyriker, daß wir nicht durch die Einsamkeit zur Gestaltung des Wortes gekommen sind, sondern in der Kolonne des marschierenden neuen Deutschland die Kraft unseres Wortes verspürten und durch die stählerne Gewalt unseres Sprachbildes zu Rufnern wurden und nun darüber hinaus auf dem Wege sind, Känder der neuen Zeit zu werden.“

Das ist die junge Dichtung, die man glaubte als politisch abtun zu können und der man aus alter literarischer Erfahrung eine nur kurze Lebensdauer weisagen zu müssen meinte. Diese Fehlurteile kamen damals zustande — inzwischen haben sehr viele ihre Meinung revidiert —, weil man das Neue mit den alten Maßstäben maß. Weiter aber zeigte sich gerade

von seiten der Literaturhistorie, als Sinndeuterin der Dichtung und ihrer Abschnitte, eine deutliche Hilfslosigkeit dem Neuen gegenüber, weil man es nirgends in das hergebrachte System einordnen konnte. Wir wollen hier nicht versäumen, zweier Männer uns zu erinnern, die auf diesem Gebiet mutig ans Werk gegangen sind, ohne sich viel um die hergebrachte Doktrin zu kümmern. Es war an erster Stelle *Selmut Langenbucher*, der vor allem mit seinem schon in erweiterter Auflage erschienenen Buch „Volkhafte Dichtung der Zeit“ einer der wichtigsten Vorkämpfer und Deuter der neuen Dichtung wurde. Und weiter wollen wir Professor *Heinz Kindermann* hier nennen, der uns in seinem letzten Buch „Dichtung und Volkheit“ ein Werk geschenkt hat, das uns zu einem tiefen Verständnis der Entwicklung der Dichtung der letzten Jahre führt.

Doch wenn wir jetzt einmal die in zahllosen kleinen Bändchen, Zeitungen und Zeitschriften, in Antologien verstreute Dichtung der Gegenwart betrachten, so werden wir erkennen, daß wir für unseren Aufsatz, den wir ja „Kufser für Deutschland“ überschrieben haben, uns auf eine ganz bestimmte Dichtungsgattung beschränken müssen, denn es kann nicht Aufgabe sein, in einem im Verhältnis zum Stoff kleinen Aufsatz eine umfassende Darstellung der gesamten Dichtung der Gegenwart zu geben.

Wir werden aber auch gleich sehen, daß wir mit der Wahl des Stoffes das wichtigste und ausgebreitetste Gebiet unserer Dichtung erfaßt haben und werden auch bald den Grund für diese Tatsache erkennen.

In seiner aufschlußreichen Broschüre „Geist und Staat im 19. Jahrhundert“ zeigt der junge Historiker *Karl Richard Ganser* die seit der Stauferzeit sich mehr und mehr vollziehende Entfremdung zwischen Geist und Staat auf, wobei er unter Geist „die Gesamtheit der kulturellen und weltanschaulichen Anliegen eines Volkes“ und unter Staat „die Gesamtheit der politischen Anliegen der Nation“ verstanden wissen will. Nachdem er den Leser durch die schicksalhafte Entwicklung dieser beiden, nur scheinbar einander fremden Ausdrucksformen eines Volkes geführt hat, kommt er zum Schluß zu dem Satz: „Nach wie vor spricht die uralte Notwendigkeit ihre Gebote, daß ein Staat, um auch in Gefahren leben zu können, eine geistige Begründung braucht, die ihn und seine Befehle in die tiefsten seelischen Schichten der Menschen hineinversenkt.“ Und einige Sätze weiter heißt es dann: „Hier bietet sich eine Aussicht für die alte deutsche Notwendigkeit, daß ‚der Dichter in Reih und Glied mit dem Soldaten wandre‘, weil der Soldat den Dichter, der Macht hat über die Seelen, braucht.“

Damit haben wir die Erklärung für die Berechtigung der politischen Lyrik gegeben und wissen jetzt auch, daß es sich für uns bei politischer Lyrik um jede auf persönlichem Erlebnis beruhende Dichtungsart handelt, die als Erlebnis in der Gemeinschaft ruht und sich an die Gemeinschaft richtet. Eine zweite Frage aber taucht mit der ersten zusammen auf: Warum ist gerade die Lyrik die führende Dichtungsgattung? Das liegt daran, daß die Lyrik die unmittelbarste Ausdrucksform für ein Erlebnis ist. Das Epos braucht zunächst den Abstand, um aus der Überschau gestaltet zu werden, und die dramatische Dichtung macht das

Umdenken des eigenen Erlebnisses in das Gegenteil und die logische Begründung für diese gegenteilige Ansicht notwendig, also auch eine geistige Arbeit, die eine größere Distanz verlangt.

Wenn wir heute mit diesen Kenntnissen über die gegenwärtige Lage der Dichtung Rückschau halten, so erkennen wir, daß die politische Lyrik in des Wortes bester Bedeutung der treue, unmittelbare Begleiter der ganzen politischen Entwicklung der Bewegung war.

Am Anfang stand die Dichtung. Am Anfang dieser neuen Dichtung aber, die das gewaltige Erlebnis des Weltkriegs noch widerspiegelt, in der die seelische Auseinandersetzung mit der Zeit des deutschen Verfalls nachglüht, steht ein Mann wie *Dietrich Eckart*. In seiner Wochenschrift „Auf gut Deutsch“ veröffentlichte er am 30. Dezember 1919 das Gedicht, das der große Kampfruf der Bewegung wurde, der sie begleitete bis zum Sieg, der lebendig bleiben wird, solange in Deutschland der revolutionäre Geist der Bewegung weiterlebt. Im brausenden, mitreisenden Rhythmus klingt dieses Gedicht auf:

Sturm, Sturm, Sturm!

Läutet die Glocken von Turm zu Turm!  
Läutet, daß die Funken zu sprühen beginnen,  
Judas erscheint, das Reich zu gewinnen,  
Läutet, daß blutig die Seile sich röten,  
Kings lauter Brennen und Martern und Töten.  
Läutet Sturm, daß die Erde sich bäumt  
Unter dem Donner der rettenden Rache.  
Wehe dem Volk, das heute noch träumt,  
Deutschland, erwache!

Sturm, Sturm, Sturm!

Läutet die Glocken von Turm zu Turm!  
Läutet die Männer, die Greise, die Buben,  
Läutet die Schläfer aus ihren Stuben,  
Läutet die Mädchen herunter die Stiegen,  
Läutet die Mütter hinweg von den Wiegen.  
Drohnen soll sie und gellen, die Luft,  
Rasen, rasen im Donner der Rache.  
Läutet die Toten aus ihrer Gruft,  
Deutschland, erwache!

In seinem Buch „Dietrich Eckart. Ein Vermächtnis“, schreibt *Alfred Rosenberg* im Anschluß an dieses Gedicht: „Die Worte ‚Deutschland erwache!‘, leuchten eingewirkt auf den Standarten der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, das (von *Gans Gaser* vertonte) Kampflied aber ertönt schmetternd auf jedem Parteitag der Bewegung, wenn sich alljährlich immer mehr und mehr Männer im braunen Hemd zum Appell zusammenfinden.“ Hier steht er vor uns, der Dichter als Kufser. Er wird Führer, sein Lied ist es, das die Männer mitreißt im Kampf, das ihnen Mut und neue Kraft gibt. Das aber nur, weil der Dichter hier mitten unter ihnen steht. Diese Dichtung entsteht nicht abseits vom Treiben des so viel gelästerten Alltags. Weil der Dichter dieselbe Haltung hatte wie der politische Soldat, konnte er für diesen das Kampflied dichten, nach dessen Rhythmus die braunen Kolonnen durch die Straßen marschierten. Er konnte aber auch die Abneigung gegen den gemeinsamen Feind in dichterische Worte kleiden. Und so entsteht Eckarts Gedicht „Parlamentarier“:

Wie jämmerlich das alles ist,  
Der ganze Dunst aus Lug und List!

Das nickt sich zu und winkt sich zu,  
Und jeder denkt: Du Schurke, du!

Und jeder denkt: Du fauler Bauch!  
Und fühlt: so denkt der andre auch.

Verbindlich allen nacheinand'  
Drückt ihnen Salomon die Hand.

Und freut sich ihrer ungemein —  
Lieb Vaterland, magst ruhig sein.

Und wie eine Säule steht dagegen das andere Gedicht, das nun dem Mann gewidmet ist, den Dietrich Eckart mit allen seinen Kameraden gegen das überlebte morsche System stellt. Am 20. April 1923, am Geburtstag des Führers, druckt der „Völkische Beobachter“ das Gedicht „Adolf Hitler“:

Fünf Jahre Not, wie noch kein Volk sie litt!  
Fünf Jahre Kot, Gebirge der Gemeinheit!  
Vernichtet, was an stolzer Blut und Reinheit,  
Was uns an Größe Bismarck einst erstritt!  
Und doch — auch wenn der Ekkel noch so würgt —  
Es war doch, war doch — oder ist's Legende? —  
Es war doch deutsches Land? Und doch dies Ende?  
Nicht eine Kraft mehr, die uns Sieg verbürgt?  
Die Herzen auf! Wer sehen will, der sieht!  
Die Kraft ist da, vor der die Not entflieht!

Solche Verse kann nur ein Mann schreiben, der neben der Begeisterung erfüllt ist von einem tiefen Glauben an den Sieg. Und auch deswegen konnte Dietrich Eckart Kämpfer im Kampf sein. Denn der Glaube des Dichters muß so stark sein, daß er alle mitzureißen vermag mit den Versen, die aus dieser Gläubigkeit wachsen. Das ist der Mann, der einmal schreibt: „Solange der verinnerlichte Mensch bei seiner Losung ‚Selbstschau!‘ bleibt, kann er nicht die politische Tat schaffen. Erst wenn er aus sich heraustritt, vermag er etwas für das Gemeinwohl zu leisten, und zwar um so Wertvolleres, je größer nicht nur die Leidenschaft ist, die ihn ergreift, sondern auch je rechtzeitig sie immer wieder von der entsprechenden seelischen Kraft gezügelt wird. Er muß ebenso wuchtig befehlen wie hingebend gehorchen, d. h. auf seine innere Stimme horchen können; denn diese allein gibt seinem Handeln die Richtschnur, diese allein läßt ihn auf den Grund der Herzen sehen — die einzige Möglichkeit, die tieferen Zusammenhänge des menschlichen Treibens gewahr zu werden und sich ihrer nutzbringend zu bedienen.“ Diese von soldatischer Herzbeite erfüllten Worte hat er nicht nur als Forderung für die anderen aufgestellt, sie waren auch ihm Richtschnur für sein Handeln. So wurde er der erste Kämpfer der Bewegung. Wir erwähnten oben schon die Vertonung des Dietrich Eckartschen Liedes „Sturm! Sturm! Sturm!“. Wenn wir einmal ein Liederbuch der Bewegung in die Hand nehmen und das Verzeichnis aufschlagen und dieses dann mit dem eines anderen Liederbuches mit ähnlichem Charakter vergleichen, so werden wir feststellen, wie aus der Bewegung eine Fülle von Liedern gewachsen sind. Das Lied wird der treue Begleiter des ganzen Kampfes der Bewegung. Viele sind sogar da, bei denen, wie bei unseren alten Volks-

liedern, der Verfassernamen unbekannt geblieben ist. Sie sind entstanden auf dem Marsch der braunen Kolonnen. Einer hat sie einmal angestimmt, er hat sie seine Kameraden gelehrt, und dann haben sie das Lied auf einmal alle gesungen. So wissen wir heute nicht mehr, wann Horst Wessels 1928 entstandenes, unsterbliches Lied zuerst gesungen worden ist. Wir wissen nur, daß dieses Lied von der Stunde seines ersten Bekanntwerdens lebendig geblieben ist in den Herzen aller die vom Geist des jungen, heldischen Kämpfers für die Bewegung erfüllt waren. Heute ist es in jedem Deutschen lebendig, und es klingt wie eine ewige Verpflichtung, wenn wir neben der alten deutschen Nationalhymne das bedeutendste Kampflied der Bewegung anstimmen:

Die Fahne hoch! Die Reihen dicht geschlossen!  
SA. marschiert mit ruhig festem Schritt.  
Kam'raden, die Rotfront und Reaktion erschossen,  
Marschier'n im Geist in unsern Reihen mit.

Dieses Lied des Kämpfers Horst Wessel wird ein ewiges Zeugnis deutscher Geschichte bleiben. Generationen nach Generationen werden dieses Lied singen in heißem Glauben an ein ewiges Deutschland.

Von welchem Geist aber des Volkes Dichter in schwerer Zeit erfüllt waren, davon gibt uns einmal Heribert Menzel in einem Gedicht ein Bild. Dieses Gedicht mag hier für viele stehen und Zeugnis dafür ablegen, wie die berufenen Dichter des Volkes ergreift wurden vom Kampfgeist der Bewegung, wie sie voller Leidenschaft eintraten in die Kolonne, wie sie Tritt faßten und mitmarschierten und — mitkämpften. Das Gedicht lautet:

Tun schreib ein andre Bücher noch und Dramen  
Und denke krämerisch an Ruhm und Ruf;  
Wir gehn in Uniform wie ohne Namen  
In der Armee, die sich der Trommler schuf.

Wenn wir noch singen, ist's ein Lied im Schritte,  
Ein Vers, der rot wie unsre Fahne weht.  
Student, Prolet und wir im gleichen Tritte;  
Wir kehrten heim zum Volk, das aufersteht.

Wir kehrten heim zum Volk, zum Blut, zur Scholle,  
Und so zum Kampf, zur Not und zur Gefahr.  
Zur letzten Heimkehr führt der glaubensvolle  
Und trutzge Kreuzzug still uns zum Altar.

Aus Urkraft her kommt es zu neuen Bünden.  
Auf Bergen flammt das Feuer glüh' und heiß.  
Der Dichter schwieg, nun aber darf er künden  
Und für ein Zeugnis treten aus dem Kreis.

Vorlaute Bürger haben es fertig gebracht, diese Dichter als ungeistig abzutun, weil sie mit harter Faust den Straßenkampf mitschlügen, als es um des Volkes Wohl ging. Man wird von diesen Dichtern und ihren durch den Kampf geheiligten Zeugnissen später eher sprechen, wenn es um Deutschlands große Zeit geht, als von jenen, die zur Zeit, da der rote Mob durch die Straßen tobte, draußen in der Natur auf einer buntgeblühten Wiese über die ersten Veilchen stolperten und im Anschluß daran voller Begeisterung den Griffel faßten, um ihr neuestes Frühlingsgedicht niederzuschreiben. Daß aber die jungen Dichter, die im harten Kampf der Bewegung zu Männern gestählt worden

waren, auch diese Töne anschlagen konnten, wenn es an der Zeit war, das haben sie inzwischen bewiesen. Greifen wir nur eines der Gedichte aus dem gerade erschienenen neuen Gedichtband von **Gerhard Schumann** heraus, von dem wir später noch zu sprechen haben werden:

O blaue Mittagsstille, Zeit der Mitte  
Der Feuerball hält still auf seiner Bahn  
Verzaubert sinken Wille, Wunsch und Bitte.  
Das Jahr hält selbst den Schwung des Atems an.

Kein Gaud, Auf allen Wassern, Gräsern, Zweigen,  
Auf Tieren, Menschen liegt das Netz des Traums.  
Die Stille nur — das zitternd goldne Schweigen —  
füllt, süßer flötenton, das Rund des Raums.

Wir sehen, daß also nicht etwa eine grundsätzliche Ablehnung der auf einem Naturerlebnis aufbauenden Lyrik besteht, daß aber diese Dichtung in den Hintergrund tritt, wenn es nicht um den einzelnen, sondern um das Volk, um die Gemeinschaft geht. **Heinrich Anacker**, einer der Wegbereiter der Kampfdichtung der Bewegung, hat einmal diese Haltung in einem Gedicht niedergeschrieben:

Einst schien das Ich der Angelpunkt der Welt,  
Und alles drehte sich um seine Leiden.  
Doch mählich kam erkennendes Bescheiden  
Und hat den Blick aufs Ganze umgestellt.  
Nun fügt das „Ich“ dem großen „Wir“ sich ein  
Und wird zum kleinen Rad an der Maschine.  
Nicht ob es lebe — ob es willig diene,  
Bestimmt den Wert von seinem eignen Sein.

Der Weg vom Ich des Individualismus über das Du der harten Kameradschaft des Weltkrieges zum Wir der großen durch den Nationalsozialismus erwachten Volksgemeinschaft ist auch in das Buch der deutschen Dichtung mit ehernen Lettern eingeschrieben. Es ist ganz bezeichnend, daß die Dichtung des Reichsjugendführers **Baldur von Schirach** gerade aus diesem Wir-Erlebnis ihren stärksten Impuls empfängt. In ihm vereint sich der Dichter als Führer und als Rufer. Aus diesem Geist entsteht sein Gedicht:

Ihr seid viele tausend hinter mir  
Und ihr seid ich und ich bin ihr.  
Ich habe keinen Gedanken gelebt,  
Der nicht in euren Herzen gebedt.

Und forme ich Worte, so weiß ich Feins,  
Das nicht mit eurem Wollen eins.  
Denn ich bin ihr und ihr seid ich,  
Und wir alle glauben, Deutschland, an dich!

Das ist die neue Lebenseinheit ausgedrückt in der Dichtung, die gleich ist im Empfinden, im Wollen und in der Haltung. Das ist derselbe Geist, der der Bewegung die Kraft zum Sieg gab. Und weil dieser Glaube bei jedem einzelnen der Kämpfer der Bewegung unerschütterlich stark war, gewann sie auch die Kraft, ein ganzes Volk zu erfassen. An ganz Deutschland wandte sich **Adolf Hitler** und das ganze Volk rief die Dichter auf. Da gab es keine literarischen Zirkel, da gab es auch keine literarische Richtung, keinen neuen —ismus. (Schluß folgt.)

## Friedrich Roth **Selttsame Voraussicht.**

**W**ls der Krieg ausbrach, war er erst ein viertel Jahr Lehrer. Er verließ den Ort seiner Anstellung und reiste nach Hause, um von seinen Eltern und Geschwistern Abschied zu nehmen; denn er wollte sich freiwillig melden. Über dem Städtchen und dem Lande seiner Heimat lag der rauschende Sommer, der sonst mit seinem gleißenden Lichte die Gassen stille und die Wege über die Felder zum Walde hin in festlicher Unwahrscheinlichkeit erscheinen ließ. Es muß gesagt werden, daß Fritz Stadelmann ein vollkommener Sohn dieser Landschaft war; denn er war blond und großgewachsen, kerngesund und hatte ein tiefgründiges blaues Auge, um das es freilich manchmal wie leise Melancholie und Fernsicht spielte. Sein Wesen konnte verhalten sein und forsch, wenn es galt, schweigsam und träumend in sich hinein, aber sprudelnd und voll Tatenlust, wenn es darauf ankam. Und nun kam es darauf an. Nun war der Tag gekommen, wo man sich einsetzen konnte, wo man zur Wirklichkeit werden lassen konnte, was von den Vorfahren her im Blute wartete, was man sich im Geiste erschuf, gemahnt und geleitet von tapferen Männern, heimlich entzündet vom glühenden Feuer deutscher Dichter, etwa **Hölderlins**. Als Stadelmann seiner alten Mutter die Hand reichte

zum Lebewohl und der guten Frau in Stolz und Weh eine Träne über die Wange lief, da warf er den Kopf, um nicht weich zu werden, und es war, als stünde für einen Augenblick über seiner herrlichen Jünglingsstirne eine weiße lodernde Flamme. Mit einem Scherze stürmte er davon; er wolle, bis die Bles im Stalle ihr Junges habe, wieder daheim sein.

Aber ein Mädchen war im Städtchen, das weinte stille für sich hin, als es von seinem Fortgange hörte.

Fritz hatte es leicht beim Kommiss; er war ja alles vom Seminar her gewohnt: Das Frühaufstehen, das Turnen, das Exerzieren, das Gemeinschaftessen, den Zapfenstreich. Nur das wollte ihm manchmal nicht in den Sinn, daß man seinesgleichen, denn es waren ja fast nur Freiwillige in der Kompagnie, oft genug wie irgend hergelaufene Ungediente behandelte. Was konnte man dafür, man wollte schon seinen Mann stellen; und man war doch bereit, das Leben zu geben für die heilige Sache. Indessen gab es hierüber bald nichts mehr zu bedenken. Als man erst einmal eingekleidet und im Felde war, und als man bald auch die erste Patrouille mit Erfolg hinter sich hatte, war man gleichgeachtet mit den Alten, ja, es ging nicht lange, da war man vor ihnen ausgezeichnet. Am 9. Mai 1915, als die Senegalneger über jenen Berg bei Lens hin-

wegkamen und die deutsche Front gerade dort, wo bereits die halben Regimenter badischer Landsleute in harter Pflichterfüllung hingesunken waren, Gefahr lief, durchbrochen zu werden, da lag der junge Lehrer hinter dem Maschinengewehr, um sich die toten Kameraden, vor sich die Wellen der schwarzen Vernichtung. Und seltsam: damals wie oft später, als er fast im Krampfe die Führungshebel des Gewehres hin und her schob und hart auf den Abzugsbügel drückend, die todbringenden Geschossgarben in die Reihen und Leiber der tierisch Anstürmenden sandte — Kümme und Korn, Kümme und Korn! — da hatte er neben sich plötzlich die lichte Erscheinung eines Mädchens, das ihm freundlich und zustimmend zulächelte. —

Die Frühlingstage um Loreto wurden für das badische Korps zum blutigen, aber ruhmreichen Abwehrsiege. Die erste, großangelegte Offensive der Feindmächte aus dem Stellungskriege heraus war trotz unheimlichen Einsatzes an Material und Menschen zusammengesunken an dem heißen Widerstandswillen der Jugend vom Oberrhein.

An jenem ersten Kampftage aber — es war ein von dem azurnen Blau des Himmels überspannter Sonntag — stand auf dem Berge, der sich hinter dem Heimatsstädtchen unseres Freundes erhebt, ein Mädchen allein und schaute weit über Ebene und silbernes Stromband hinweg gegen Westen. War sie es, deren freundliche Gestalt dem Krieger da drüben im heißen Abwehrkampfe erschien? Als die Seele der Heimat? Und wer war dies Mädchen? Sein Vater war der Fotograf des Städtchens und war auch im Felde. Es mag wohl an die neunzehn Jahre alt gewesen sein. Und es war so bescheiden in seiner traulichen Schönheit. Und sein Sinnen ging nach fernem und schönen Dingen. Und so wahr es Elsbeth hieß, dieser Fritz Stadelmann der hatte das im Wesen, was ihr so liebenswert erschien, und der erreichte mit seiner hellen Stirne die Bezirke, die ihr so heilig fremd und wunderbar waren, jetzt da er ferne weilte und da er als ein Mann kämpfte für das Vaterland, jetzt noch viel mehr.

Sie hatte ihn nur einmal gesprochen. Das war bei jenem Feste auf dem Eisweiher des Städtchens, als die gelben Dragoner mit ihrer Musik da waren und als Lampions in bunten Farben die Nacht erleuchteten. Und so kalt es in jener Nacht war, so heiß und unauslöschlich hatte sich sein Bild in ihre Seele geprägt. Sie wird nie von ihm lassen können, sie wird ihn nie vergessen können. O, du glückselige Jugendzeit! —

Man hört, die Soldaten von draußen sollten einmal in Urlaub kommen. Wäre das möglich? Der Fritz ist nun Leutnant geworden. Was für ein schmucker Leutnant muß das sein! Das ganze Städtchen ist stolz auf ihn, und gar seine Mutter! Wie richtet man das ein, öfters einmal zu dieser Frau zu kommen und Näheres von ihr zu hören oder auch nur mit ihr zu sprechen? Die Liebe überträgt sich ja allzugerne auf alles, Menschen und Gegenstände, die dem geliebten Wesen nahe stehen. Und ist die Liebe nicht auch erfinderisch? Dazu gibt es Gemeinsamkeiten, herzliche, genug, wo fast aus jedem Hause einer draußen ist.

Im Spätjahr wird das Unfassliche wahr: Der Fritz kommt auf Urlaub. Und es geschieht etwas, was man

in der Heimlichkeit seiner Träume niemals für möglich gehalten hätte: Der Fritz kommt in das elterliche Haus Elsbeths. Seine Mutter hat ihn gedrängt, von sich ein Bild machen zu lassen. Es trifft Elsbeth, die Aufnahme zu machen. Wie soll das gut gehen bei solcher Aufregung! Man muß doch den Apparat genau einstellen, man muß dem Geliebten gegenübertreten, ihn frei anschauen, ihn bitten, er solle den Kopf etwas drehen. Wie beschämt man da ist, wenn alle Gantierungen etwas hastig geschehen. Da muß doch jeder merken, was los ist. Und wenn er es merkte, wäre das so schlimm? Freilich, daran kann man nichts ändern, daß einem das Herz jubelt, den geliebten Mann, ja, Mann, in seiner ganzen Größe vor sich auf der Mattscheibe zu haben, ihn betrachten zu können ganz ungehindert. Da sind seine Hände! Da ist sein Gesicht! Da sind seine Augen! Was liegt nur in diesen Augen, viel stärker noch als früher? Aber da hastet der Blick an den Achselstücken. Sie funkeln wie ein Märchen in die Dunkelheit des Apparats hinein. Diese silbernen Achselstücke sind für Elsbeth auf einmal lauterer Inbegriff dessen, was sie sich je an Besonderem und Hohem an einem Manne gedacht hat. Und da glänzt auf der Brust, auf der linken Brustseite, ein Kreuz. Niemand im Städtchen hat schon dieses Kreuz, das besondere Tapferkeit voraussetzt.

Indessen, der Krieger merkt die Verlegenheit des Mädchens. Und er sieht sich das freundliche Kind genauer an. Und da fröstelt es ihn leise. Er denkt an jene Erscheinung da draußen. Nun ist er doch ein Mann, feurerprobt, dem kein plötzlich aus der Finsternis auftauchender Kerl, etwa ein Inder mit dem krummen Messer im Maule und schleichend wie eine Katze, Schrecken einjagen kann. Aber hier vor diesem Mädchen ein Wort finden! — Immerhin, man hat noch Gelegenheit. Der Urlaub dauert vierzehn Tage. Vierzehn Tage sind lang und doch so kurz; lang, wenn man vierzehn Tage sich einmal nicht ducken muß vor einer Granate, wenn man frei einher gehen kann, lang, wenn man von fernher über den Rhein den rollenden Donner der Geschütze vernimmt und die Kameraden draußen weiß; kurz fürwahr, wenn wieder Abschied genommen werden soll von so einem freundlichen, alle Himmel der Heimat in sich tragenden Geschöpf.

Als der letzte Tag herankommt, da gehen die beiden noch einmal gemeinsam durch die köstlichen Heimlichkeiten der sommerlichen Fluren. Und sie steigen auf den Berg. Droben weht des Mädchens Haar im Winde. Und der Mann kann es sich nun nicht mehr verbieten, die Holde in seine Arme zu schließen. Und sie läßt es geschehen. Mag sich wer vorstellen, wie glücklich sie ist! Aber es schweigen beide. Lange schweigen sie. Bis er nach einem Worte sucht, das vorsichtig den Übergang schaffen soll aus dem Heiligtum des Geschehens zurück in die Alltäglichkeit. Und wie das so ist, er will etwas Gutes sagen, da wird es was Geringfügiges. Er sagt: „Wie hoch ist eure Verlustliste schon im Städtchen?“ Ist das was Geringfügiges? Vielleicht weil sich so ein Soldat, immerwährend mitten in der Gefahr, die Kameraden fallen sehend, selbst keine Minute sicher, an so was gewöhnt hat? Das Mädchen antwortet, ohne viel dabei zu denken, denn ihr Herz ist voll und ihre Seele erfüllt



von der Nähe des lange Ersehnten: „Es sind einhundertsiebenundneunzig!“ „Einhundertsiebenundneunzig!“ sagt tonlos der Mann. Dann ist Schweigen. Und plötzlich, er weiß nicht, wie er dazu kommt, er hat das, was er nun sagt, gleich darauf selbst für eine Dummheit erklärt — plötzlich sagt er: „Der Zweihundertvierundzwanzigste bin ich!“ In die Unruhe des Mädchens hinein erzählt er nun vieles beim raschen Absteigen zu Tal, vieles erzählt er rasch und ohne rechte Übergänge und Notwendigkeit. Vielleicht tut er es, um Stimmen in der eigenen Brust zum Schweigen zu bringen und Vorstellungen hinabzustößen.

Und das Abschiednehmen am anderen Morgen in der Frühe am stillen Bahnhof ist so herzlich wie unter jungen Menschen, die sich lange kennen und sich Braut und Bräutigam nennen. O, über dieses Winken, wenn so ein Zug hinausfährt und man weiß nicht, ob jener, der da den Blicken entschwindet, je wiederkehren wird! — Man kann jetzt nicht nach Hause gehen, man eilt aus den belebten Straßen aufs freie Feld. Nur nicht gleich mit jemand sprechen müssen! Lieber einen Platz aussuchen, einen trauten Platz unter einer Buche, in deren Zweigen noch der Hauch seines Mundes hängt, die seine Stimme gehört haben und Zeugen seiner Liebkojungen waren. Aber es ist doch nicht auszuhalten allein. Was hat er da nur gesagt? Er hat ja selbst gesagt, daß es Dummheit sei. Um Gottes willen niemand etwas davon sagen, ja seiner Mutter oder seiner Schwester nicht. Nur nicht daran denken. Und doch ist die Verlustliste, die wöchentlich im Blättchen erscheint, nicht aus der Welt zu schaffen. Sie kommt, sie ist da, man schiebt sie auf die Seite, man muß sie doch in die Hand nehmen; es ist schrecklich. Das junge Gemüt ist auf die Folter gespannt in dem Augenblick, als die Zahl zweihundert überschritten ist. Die Badener sind wieder einmal schwer im Kampfe. Da ist in Frankreich ein Landstrich, der heißt Champagne. Und da ist Tahure. O, leidige Champagne! Der Franzmann hat im September seine ganze Kraft hierher vereinigt und will durch. Gerade wieder hier, wo unsere Lieben Wacht halten. Gerade jetzt, wo der Wald das herrliche rote Gewand des Herbstes angelegt hat! Wie schön ließe es sich auf stillen Wegen gehen! Aber hast du ein Recht zu Klagen? Da ist die Witwe im Nachbarhaus, die nun auch den einzigen Sohn hat hergeben müssen. Der Sohn wäre so notwendig gewesen, den Acker umzupflügen. Und er ist der zweihundertneunzehnte auf der Verlustliste. Der zweihundertzwanzigste ist ein Vater von fünf Kindern. Man hört den Schrei der armen Frau die ganze Straße entlang. „Ihr gefürchteten Mächte, die ihr unserem friedsamem Volke die Drangsale des Krieges auferlegt, die ihr ihm Feinde schicktet in der Überzahl, die ihr Hunderttausende der Unseren zum heiligen Opfer ausersahen habt, einen verschont, einen laßt leben, einen nehmt nicht hinweg in die dunklen Tiefen eurer Unerforschlichkeit!“ Ist das nicht Sünde?! Wenn es eine gibt, so ist es die! Aber was ist ein Menschenherz, was ein Mädchenherz, das endlich geliebt wird von dem lange Erhofften! Da kommt ein Brief von ihm. Er ist in Reserve. In einem großen Tunnel. Schreie auf, Herz, vor Freude! Noch lebt er. Was kann ihm geschehen; er hat ja geschrieben;

hier sind seine lebendigen Schriftzeichen. Kann wer leben und schreiben, das Süßeste schreiben und morgen nicht mehr sein, ausgelöscht? Nein! — — Vierzehn Tage vergehen. Man spricht von zweihundertzweiundzwanzig Verlusten, die das Städtchen nun hat. Die Kammer des Mädchens läßt den Schlaf nicht mehr eintreten. An der Türe steht ein Gespenst, grinzend, hohnlachend. „Was hat das Mädchen nur?!“ Man kann es nicht begreifen. — — Zweihundertdreiundzwanzig! — — Auf zweihundertdreiundzwanzig folgt zweihundertvierundzwanzig! — — „Wo ist das Mädchen?!“ Es geht morgens in der Frühe aus dem Hause, es bleibt eine Nacht weg. Es hat, wie man später erfährt, die ganze Nacht auf dem Gipfel des Berges zugebracht, über den die Sterne des Himmels ziehen wie ein großes segensreiches Gewölbe, wo man den Donner der Geschütze aus dem Westen deutlicher vernimmt und wo man bei klarer Sicht auch manchmal ein Feuer ausleuchten sieht. Da mag sie wohl mit den Göttern gerungen haben und mag die Kraft ihres jungen Daseins hinübergesendet haben dahin, wo der Geliebte stand. Aber am Morgen treibt es sie in das Städtchen zurück, und sie taumelt mehr als sie geht vor das Haus des fernen Soldaten. Sie klopft an die noch geschlossenen Läden. Da tut sich einer auf, und die Mutter Stadelmann schaut heraus mit übernächtigen Augen, und sie bittet das Kind herein und wundert sich nicht über sein Kommen und ist ganz ruhig; denn sie weiß alles, wie eine Mutter stets weiß über das Schicksal ihrer Kinder, die ferne sind. In der Nacht hat sie seine Stimme gehört. Und sie fuhr hoch und schaute nach der Uhr. Die Uhr war stehen geblieben und zeigte einhalbzwei.

Als die Verlustliste erschien, stand unter Nummer zweihundertvierundzwanzig der Leutnant Fritz Stadelmann. Ein Tag zuvor war in seinem elterlichen Hause ein Schreiben des Regimentskommandeurs mit der traurigen Meldung eingetroffen. Es wurde von dem Kompagnieführer Fritz Stadelmann als einem der Tapfersten gesprochen, der mit seinem unvergleichlichen Einsatz das Leben vieler gerettet haben. Der Brief war von der Hand des Kommandeurs eigen geschrieben und sollte eine besondere Ehrung der Mutter des Kämpfers darstellen. Der Kommandeur war bei dem jungen Leutnant, als er eineinhalb Stunden nach Mitternacht, schwer in die Brust geschossen, auf dem Schützenaustritt saß und sein helles Leben aufgab. Gesprochen habe er nichts, erzählte später ein Kamerad aus dem Städtchen, nur seine Augen habe er weit aufgetan wie nach einem fernen Ziele.

Wer mag ermessen, wie unendlich der Schmerz war zweier Frauenherzen! Neige dich, Leser, vor dem stillen Leide einer Mutter, vor der peinvollen Seele einer Braut! Was blieb ihnen, die in dem Einzigen alles verloren?! Was, als der Trost des Vaterlandes! Was, als der späte Dank einer Zeit der Erfüllung, der unsern?! Denn sie waren es, zwei Beispiele unter Millionen, die die große und zarte Blüte ihrer Liebe hinwegtrugen durch alle Dunkelheiten des Niederbruches, so daß heute aus ihren unvergänglichen Herzen neue Kraft erblüht zu Andenken, Entschluß und zur Rechtfertigung jener, die starben, auf daß wir leben können.